

Ausgabe 4/12

Sio

Sozialarbeit in Oesterreich

Zeitschrift für Soziale
Arbeit, Bildung und Politik



Neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die Sozialarbeit

Thomas Schmitt • Dominik Gruber • Josef Schörghofer • Gerald Hüther • Jürgen Pilz
Jonathan Kufner • Eringard Kaufmann • Hubert Höllmüller • Andrea & Iris Bramberger



Editorial

Liebe SIÖ - Leserinnen,
liebe SIÖ – Leser!

Mit dem Schwerpunktthema für die letzte Ausgabe im Jahr 2012 greifen wir ein „heißes Thema“ auf, welches nun auch in Österreich innerhalb der Sozialen Arbeit diskutiert wird. Unter dem Titel „**Neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die Sozialarbeit**“ haben wir versucht, anspruchsvolle Beiträge von renommierten ExpertInnen zu bekommen, was uns auch gelungen ist. In der sozialarbeiterischen Praxis und Theorie wird kein Weg daran vorbei führen, neurowissenschaftliche Erkenntnisse wahrzunehmen und die Bedeutung auf das eigene Handlungsfeld hin zu überprüfen. Die Beiträge sollen dazu anregen, wir freuen uns auf alle Fälle schon auf Ihre Reaktionen. Viel Spaß beim Lesen.

Seit nunmehr 10 Jahren bin ich für die inhaltliche Gestaltung der SIÖ hauptverantwortlich und mir macht diese Tätigkeit nach wie vor sehr großen Spaß. Ich möchte diese Gelegenheit gerne nutzen, um mich bei meinem Team für die unkomplizierte Zusammenarbeit zu bedanken: Thomas Reiner (Grafik), Rudi Rögner (Infos), Gabriele Hardwiger - Bartz (Bücher) und Susanne Fürst (Lektorat), sowie beim OBDS allen voran bei Maria Moritz, Herbert Paulschin und Claudia Mehwald.

Damit es für Sie als LeserInnen der SIÖ spannend bleibt, haben wir versucht, auch für das nächste Jahr interessante Schwerpunk-

themen festzulegen. Sie sind herzlich eingeladen, sich an der Gestaltung der jeweiligen Hefte tatkräftig zu beteiligen:

März 2013:

Aufgaben der Sozialarbeit zwischen Inklusion und Exklusion

Juni 2013:

Das Comeback der Sozialen Gruppen Arbeit – ökonomische oder methodische Gründe ?

September 2013:

Fehlerlose Sozialarbeit ? – Fehlerkultur zwischen Selbsterneuerung und Verweigerung

Dezember 2013:

Dichotomie zwischen Sozialarbeit und Sozialpädagogik – Eine Rück- und Vorschau!

Redaktionsschluss ist jeweils der 15.2. (März), 15.4. (Juni), 15.7. (August) und der 15.11. (Dezember).

Wir wünschen Ihnen ein schönes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches und gesundes Jahr 2013!

Ihr
FH-Prof. Dr. Mag. (FH) Roland Fürst, DSA



Dort wo Wilfing drauf stand, war Sozialarbeit drinnen - Heinz Wilfing geht in Pension

Der gelernte Sozialarbeiter und Psychologe FH-Prof. Dr Heinz Wilfing ist mit 1.9.2012 in den verdienten Ruhestand getreten. Bis dahin war Heinz Wilfing Studiengangs- und Departement-

leiter für Soziales an der FH Campus Wien. Bereits im Jahr 1984 wurde Heinz Wilfing zum Direktor der Akademie für Sozialarbeit in der Freitagsgasse in Wien und prägte ganze Generationen von SozialarbeiterInnen. Heinz Wilfing wirkte und wirkt in den verschiedensten Funktionen für die Sozialarbeit in Forschung und Lehre und mit seinem Namen ist untrennbar ein Gütesiegel innerhalb der Sozialarbeit verbunden, denn „*dort wo Heinz Wilfing drauf stand, war Sozial-arbeit drinnen.*“ Wir wünschen dem „Jungpensionär“ von Seiten der SIÖ alles Gute und hoffen, dass er weiterhin nicht nur der SIÖ als aktiver Sozialarbeitsexperte zur Verfügung steht.

Frohe Weihnachten und ein
erfolgreiches Neues Jahr 2013

Inhalt

Standards

OBDS Aktuell
Seite 4-5

Veranstaltungen -
Tipps
Seite 8

Magazin
Seite 6-7

Bücher - Infos
Seite 47

Schwerpunkt

Sozialarbeit und
Neurobiologie

Dr. Thomas Schmitt

Seite 10-14

Soziale Arbeit und
Neurowissenschaften

Mag. Dominik Gruber, Bakk. phil.

Seite 15-19

Soziale Arbeit und
Gehirn - eine
Lesereise

Mag. (FH) Josef Schörghofer, DSA

Seite 20-22

Sozialarbeit und
Neurobiologie -
Bio-psycho-soziale
Erklärungsmodelle

Prof. Dr. Gerald Hüther und

Dipl. Biologe Jürgen Pütz

Seite 23-28

Schwerpunkt

Kriminalbiologischer
respektive neuro-
wissenschaftlicher
Wissenstransfer und
dessen Praxisrelevanz
für die Soziale Arbeit.

Mag. Jonathan Kufner, BA

Seite 29-34

Neurowissenschaft-
liche Emotions-
regulation

DSA Mag.^a Eringard Kaufmann, MSc

Seite 36-41

Thema

„Sozialraum-
orientierung Graz“ -
zeitverzögerte Fragen
zur SIÖ Sonder-
nummer

FH-Prof. Mag. Dr. Hubert Höllmüller

Seite 42-43

Ruby Tuesday.
Feministische
Bildungsarbeit und
Antidiskriminierungs-
camp

Andrea Bramberger und
Univ.Doz.Dr. Iris Bramberger

Seite 44-46

Impressum

Sozialarbeit in Oesterreich (SIÖ): Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung & Politik, seit 1966; Erscheinungsort 1060 Wien, Verlagspostamt 7210 Mattersburg, Auflage: 2.800 Stück,

Druck u. Versand: Druckerei Wograndl GmbH., Druckweg 1, 7210 Mattersburg

Herausgeber, Medieninhaber und Verleger: Oesterreichischer Berufsverband der SozialarbeiterInnen - obds, A-1060 Wien, Mariahilferstraße 81/1/3/14, www.sozialarbeit.at, ZVR: 275736079

Redaktion: Mag.FH. DSA Roland Fürst, DSA Gabriele Hardwiger-Bartz, DSA Mag.Rudi Rögner; Lektorat: Dipl.Päd. Susanne Fürst; E-mail: redaktion@sozialarbeit.at

Gestaltung: Werbeagentur Thomas Reiner • E-mail: thomas.reiner@aon.at • Titelbild: © Spectral-Design - Fotolia.com • Fotos: OBDS, zfg.

Sekretariat, Anzeigen, Abonennten-Service: Sozialarbeit in Oesterreich, 1060 Wien, Mariahilferstraße 81/1/3/14, Claudia Mehwald, Tel. 01/587 46 56-11; Fax: 01/587 46 56-10; Mo-Do 9-14 Uhr,

E-Mail: sekretariat@sozialarbeit.at. Anzeigen können auch auf unserer Homepage veröffentlicht werden. Wir senden gerne die aktuelle Anzeigenpreisliste zu.

Erscheinung, Preise, Abonnements: SIÖ erscheint vierteljährlich. Einzelpreis: € 7,50; Jahresabonnement € 25,- (zzgl. Versand). Das Abonnement gilt für ein Kalenderjahr und verlängert sich auto-

matisch jeweils um ein weiteres Jahr. Abbestellungen bestehender Abos sind bis drei Monate vor Jahresende mitzuteilen. Das Abo ist für Mitglieder einer Landesgruppe des OBDS kostenlos.

Information: Über zugesandte Manuskripte freut sich die Redaktion, behält sich aber vor, diese zu redigieren oder abzulehnen. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Auffassung der Redaktion entsprechen.



OBDS Aktuell

Zum Jahresende häufen sich die Themen:

- Sind die Kinderrechte in Österreich tatsächlich gewährleistet?
- Wie geht es weiter mit dem Berufsgesetz?
- Ist unsere Berufsethik ausreichend und wirksam definiert?
- Haben wir als SozialarbeiterInnen eine Kultur des Umgangs mit Fehlern, die eine konstruktive Weiterentwicklung fördert?
- Was passiert gerade in der Diskussion über den Ersatz des Zivildienstes; soziale Arbeit zum Billigtarif?

Das sind nur einige der Fragen, die im Vorstand des obds und im KollegInnenkreis diskutiert werden.

Kinderrechte

Was ist los mit der Jugendwohlfahrt, wenn minderjährigen Asylsuchenden im Flüchtlingslager der Schulbesuch erst nach einem medialen Gewitter gewährt wird? Wie toll waren doch die Argumente von fast allen politischen Parteien, mit denen die Bedenken der Zweifler in der Debatte um die Verankerung der Kinderrechte in der österreichischen Verfassung vom Tisch gewischt wurden. Wie befürchtet und kritisiert werden Kinder zuerst als Flüchtlinge definiert und erst dann, wenn überhaupt, als Kinder wahrgenommen. Dabei ist man auch nicht zimperlich im Umgang mit Gesetzen. Wie sollte man sonst verstehen, dass die im Jugendwohlfahrtsrecht festgelegte Zuständigkeit einfach nicht beachtet wird. Die Begründung der burgenländischen Landesregierung/-verwaltung dafür ist eigentlich schäbig und peinlich: Die amtsinterne Interpretation von fragwürdigen Quoten, eher die Ignoranz gegenüber vereinbarten Verpflichtungen ist skandalös.

Hier wurden nicht nur menschliche Werte verhöhnt sondern kaltschnäuzig die Vereinbarungen zwischen Bund und Ländern missachtet.

Berufsgesetz

Nach dem Scheitern unseres Bemühens um eine Bundesgesetz für Sozialarbeit bleibt die Möglichkeit gesetzlicher Regelungen auf Landesebene auf der Basis von § 15a Vereinbarungen zwischen Bund und Ländern. Die Vorgänge im Burgenland, ebenso wie das Ausscheren Kärntens in der Thematik Asyl legen den Schluss nahe, dass die Verbindlichkeit einer solchen Vereinbarung wertlos ist. Was kann passieren, wenn der 15a-Vertrag gebrochen wird? Schlimmstenfalls kann über eine Feststellungsklage die gerichtliche Bestätigung erfolgen, dass der Vertrag gebrochen wurde. Darüber hinaus sind keine Konsequenzen zu befürchten.

Dennoch wollen wir versuchen, in einigen ausgewählten Bundesländern ein Berufsgesetz auf Landesebene zu erreichen. Wenn diese Gesetze gut sind und sich in der praktischen Anwendung bewähren wird dies Druck erzeugen und die herablassende Haltung mancher LandespolitikerInnen, die sich in der Frage eines Bundesgesetzes mit föderalistischen Scheinargumenten jeder inhaltlichen Diskussion entzogen, offenlegen. Vielleicht kommt dann wieder Bewegung in dieses Thema.

Berufsethik

In dieser Frage sind wir weder auf Landespolitiker noch auf deren Beamte angewiesen. Derzeit läuft in unseren Nachbarländern Schweiz und Deutschland ein interessanter und professioneller Prozess der Entwicklung und Aktualisierung unserer

Berufsethik. Mitglieder des obds-Vorstands sind in diese Arbeit eingebunden und werden eine für Österreich angepasste Version erarbeiten. Daraus wird sich ein breiter Diskussionsprozess mit KollegInnen aus der Praxis und VertreterInnen der Ausbildung ergeben und letztlich ist vorgesehen, bis zur Generalversammlung des obds 2014 ein beschlussreifes Dokument zu präsentieren. Damit könnte einerseits ein Eckpfeiler des verhinderten Berufsgesetzes unabhängig von der gesetzlichen Regelung realisiert werden, zugleich entsteht damit ein Baustein für das weitere Engagement für das Berufsgesetz.

Natürlich ist uns bewusst, dass Sanktionsmöglichkeiten bei Verstößen gegen die Berufsethik ohne gesetzliche Regelung sehr gering sind. Dennoch scheint uns die Klarstellung, auch gegenüber Ansprüchen und Erwartungen aus Politik, Verwaltung und immer wieder in Medien verbreiteten Ideen, was Sozialarbeit ist und tun sollte, wichtig und notwendig. Das Fehlen rechtlicher Sanktionierung kann teilweise durch eine starke und veröffentlichte Meinung der Berufsgruppe kompensiert werden. Auch dies sollte nicht unterschätzt werden und uns ermuntern, mit alten und neuen Medien in diesem Sinn zu kooperieren.

Fehlerkultur

Die Glaubwürdigkeit der Berufsgruppe, damit die Wertigkeit der Berufsethik, hängt nicht zuletzt auch davon ab, ob es gelingt, mit Fehlern transparent und konstruktiv umzugehen. Diese Thematik scheint mir gerade in den vergangenen Wochen an Bedeutung gewonnen zu haben. Rund um die Berichte über menschenverachtende und kriminelle Vorkommnisse in österreichischen Kinder- und Jugend-

heimen der letzten Jahrzehnte wurde berechtigte Kritik an individuellen Vergehen, aber auch am System als Ganzes formuliert. Natürlich ist hier nicht nur die Arbeit von PädagogInnen und anderen MitarbeiterInnen der Heime aufzuarbeiten – auch die Rolle der Sozialarbeit, als einweisende Behörde oder in ihrer Verantwortung für jene Kinder und Familien, die von derartigen Maßnahmen betroffen waren/sind ist zu diskutieren. Dem individuellen Engagement von KollegInnen steht auch das Versagen von SozialarbeiterInnen gegenüber. Die positiven Leistungen, das verantwortungsvolle Arbeiten unzähliger KollegInnen muss ebenso benannt werden, wie das Scheitern oder die Weigerung bei der Ausübung beruflicher Verantwortung.

Manche Medienberichte, zum Beispiel die Sendung „am Schauplatz“ des ORF Anfang Oktober über zwei Fälle von Fremdunterbringung von Kindern zeichneten ein desaströses Bild von Sozialarbeit. Gerade bei dieser Sendung wurde bewusst manipuliert. Informationen wurden vorsätzlich unterdrückt und bei der Auswahl des Materials in nahezu hetzerischer Weise ein Ausschnitt der Wirklichkeit präsentiert, der mit den realen Gegebenheiten nichts mehr zu tun hatte. Gegen derartig miesen Journalismus kann man sich aber nur dann erfolgreich zur Wehr setzen, wenn man die eigene Angreifbarkeit als Berufsgruppe durch einen offenen Umgang mit den schwierigen, belastenden, angstmachenden (vor

den Folgen eigener Fehler) und damit auch risikoreichen Rahmenbedingungen von Sozialarbeit thematisiert und so reduziert. Diese Diskussion wird uns in nächster Zeit beschäftigen (müssen).

Soziales Jahr

Die Ideen zum Ersatz bei einem eventuellen Wegfall des Zivildienstes werfen viele Fragen auf. Soziales Engagement zum Billigtarif? (Selbst-)Ausbeutung oder Selbstverwirklichung? Freiwilligkeit statt Professionalität? Welche Signale werden hier gesetzt, wenn eine Tätigkeit im sozialen Kontext zwar als unglaublich wichtig und unverzichtbar dargestellt, zugleich aber beschämend bezahlt wird? Und wann ist der Punkt erreicht, an dem eindeutige Aufgaben der Sozialarbeit den MitarbeiterInnen des Sozialdienstes übertragen werden?

Der obds wird diese Entwicklung wachsam beobachten und ist bereit, wenn notwendig, angemessen zu reagieren.

Als Berufsverband stehen uns lebhaftere Zeiten bevor. Vielleicht anstrengend, aber sicher interessant. Wäre nett, wenn Kolleginnen und Kollegen, die sich dazu Gedanken machen und etwas bewegen möchten die Möglichkeiten, die der obds bietet, wahrnehmen. Wir freuen uns über jedes Angebot zur Mitarbeit! In diesem Sinne wünsche ich allen KollegInnen ein spannendes und erfolgreiches Jahr 2013!

DSA Herbert Paulischin
Bundesgeschäftsführer

Wann sind wir „good enough“?

10. Kremser Tage zum Thema: Selbstreflexion – Selbsterfahrung – Selbstsorge

Selbstreflexion und Selbsterfahrung sind zentrale Elemente in der Aus- und Weiterbildung für Psychotherapie, Beratung, Supervision und Psychotherapeutische Medizin. Sie sind auch zentrale Elemente der Arbeit mit PatientInnen und KlientInnen, aber zu welchen Zielen? Geht es nur um Selbsterkenntnis? Um Selbstverantwortung? Oder um Optimierung? Wie werden Selbstreflexion, Selbsterfahrung und Selbstsorge innerhalb psychosozialer Berufsfelder diskutiert?

Diese und ähnliche Fragen werden in Form von Vorträgen und Workshops am 31. Mai und 1. Juni 2013 bei der Veranstaltung „Kremser Tage“ an der Donau-Universität Krems behandelt.

Information und Anmeldung unter:

www.donau-uni.ac.at/psymed/kremserstage

Universitätslehrgang

„Psychotherapeutisches Propädeutikum“

Seit September 2012 bietet das Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit neben sieben Fachspezifika nun auch das Psychotherapeutische Propädeutikum als ersten Teil einer Psychotherapieausbildung an.

- > Berufsbegleitendes Studium
- > Kombination aus Präsenzeinheiten und E-Learning Elementen
- > Modulteilnahme oder gesamter Universitätslehrgang
- > Abschluss bereits in 4 Semester möglich
- > Einstieg pro Semester

Informieren Sie sich unter:

www.donau-uni.ac.at/psymed/propaedeutikum



Donau-Universität Krems
Department für Psychotherapie
und Biopsychosoziale Gesundheit





Magazin

Islamische Frauenbeauftragte ausgebildet

Das Außenministerium entwickelte einen Kurs zur Ausbildung von Frauenbeauftragten für die islamischen Moscheevereine. Wichtiges über Österreich, Frauenrechte und Gleichberechtigung waren Themen in der Ausbildungswoche, welche heuer zum zweiten Mal abgehalten wurde. Zweck der Schulung, an der insgesamt 48 Musliminnen aus allen Bundesländern teilgenommen haben, die Frauen in ihren Glaubensgemeinschaften zu stärken, sodass sie als Integrationslotsinnen wirken können. Dies kann in den Feldern Schule, Kindergarten oder Moschee geschehen.

Aus: Der Standard, 16.11.2012

Neue Verfahrenshilfe bei Steuerproblemen

„Steuerschutz“ nennt sich ein neues Angebot der Kammer der Wirtschaftstreuhänder. Es wendet sich an einkommensschwache und vermögenslose Personen bietet Unterstützung in schwierigen steuerrechtlichen Verfahren. Ähnlich dem Antrag auf Verfahrenshilfe bei Gericht haben InteressentInnen dem Antrag ein Vermögensverzeichnis beizufügen. Ein persönliches Erstgespräch, das vorerst nur in Wien möglich ist, klärt den Bedarf ab. Wenn die Hilfe notwendig ist, unterstützen SteuerberaterInnen die Betroffenen.

Aus: www.steuerschutz.org

Männliche Kleinkindpädagogen unter Generalverdacht

Im Rahmen einer deutschen Studie äußerten 5 Prozent von 1000 befragten Eltern massive Skepsis gegen den Einsatz von männlichen Erziehern in Kindergärten,

weitere 40 Prozent hatten sich schon Gedanken über die Gefahr des sexuellen Missbrauchs durch Erzieher gemacht. Obwohl diese verbreitete Ansicht nicht durch Fakten gedeckt ist, beeinflusst sie die Berufswahl von Männern und die Personalauswahl von Trägern. Dirk Bange, Rainer Ulfers und Clemens Fobian, drei deutsche Experten im Kinder- und Jugendbereich nehmen diesen Befund als Anknüpfungspunkt für eine offene Diskussion. Debattiert werden sollte über das Nähe-Distanz-Verhältnis, über Sexualpädagogik und über Prävention von sexuellem Missbrauch. Die Ängste der Eltern seien ernst zu nehmen und könnten als Anstoß dienen. Die transparente Diskussion sollte auch davon handeln, wie mit Körperlichkeit, sexuellen Äußerungen von Kindern oder der Suche nach körperlicher Nähe von Kindern umgegangen werden soll.

Aus: Sozialmagazin, September 2012

Bettelverbote vom Verfassungsgerichtshof weitgehend bestätigt

Mitte November 2012 wurde die Entscheidung des VfGH veröffentlicht, in der der Antrag einer Wiener Bettlerin zurückgewiesen wurde. Ihr Argument war, dass sie durch die neue Wiener Regelung in ihrer Erwerbsfreiheit eingeschränkt werde. Der Verfassungsgerichtshof hält fest, dass es kein absolutes Bettelverbot geben darf. Deshalb wurde im Sommer auch die Salzburger Regelung aufgehoben. In Wien ist aber demgegenüber nur das aggressive, aufdringliche, organisierte und gewerbsmäßige Betteln verboten, „die stille Bettelei zur Überbrückung einer Notlage aber erlaubt“, interpretieren die VerfassungsrichterInnen. Die Regelungen in Oberösterreich und Kärnten wurden ebenfalls vom VfGH als verfassungskonform gewertet, über das steirische Bettelverbot wird im ersten Quartal 2013 entschieden werden.

Die Bettellobby OÖ konnte nun feststellen, dass das neu geregelte Bettelverbot sogar einen rechtlichen Fortschritt brachte. Denn damit sei die stille Bettelei ausdrücklich erlaubt. Vorher wurde sie als Verstoß gegen das OÖ Sammlungsgesetz gewertet und bestraft.

Aus: Der Standard, 17.11.2012, www.bettelobby.at

Synthetische Drogen im Vormarsch

Der Konsum von Heroin und Kokain nimmt ab, die Zahl der Drogen-Todesfälle sank Europa weit von 7600 im Jahr 2010 auf 7000 im Jahr 2011, in Österreich waren es 2011 177 Todesfälle. Diese Zahlen werden auf erfolgreiche Substitutionsprogramme zurückgeführt. Sorgen bereiten den ExpertInnen die Unzahl von neuen synthetisch hergestellten Drogen vor allem aus China und Indien, die meist in kleinen provisorischen Labors erzeugt werden. Umgerechnet jede Woche tauchte 2011 ein neuer Stoff auf, mit dem ein noch besserer Kick versprochen wurde.

Diese Zahlen stammen aus dem Mitte November präsentierten EU-Drogenbericht der EMCDDA European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction in Lissabon.

Aus: Kurier, vom 16.11.2012, www.emcdda.europa.eu/index.cfm

Erste AHS Oberstufe für Jugendliche mit Behinderung

Dass Kinder mit Behinderung in einer Regelschule unterrichtet werden, ist seit Jahren keine Besonderheit mehr. Seit September 2012 besteht nun die Möglichkeit für Jugendliche, auch in einem Oberstufenrealgymnasium des Diakonievereins Salzburg. Vorerst wird im Rahmen eines Schulversuchs mit einer

Klasse gestartet, in der 20 Kinder ohne Behinderung gemeinsam mit vier Kindern mit Behinderung von jeweils zwei PädagogInnen unterrichtet werden. In Österreich wurde bei 27.660 Kindern ein sonderpädagogischer Förderbedarf festgestellt, ungefähr die Hälfte von ihnen muss nicht eine eigene Schule das Sonderpädagogische Zentrum besuchen, wobei der Anteil je nach Bundesland zwischen 30 und 80 Prozent schwankt.

Aus: Rundbrief der Sozialplattform OÖ 9/2012; www.evant.at/themen

Verhinderte Rechte der Menschen mit Behinderung

Im Jahr 2006 wurde das Übereinkommen der UNO über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (Behindertenrechtskonvention) verabschiedet. 2008 wurde es von Österreich ratifiziert, 2010 folgte die EU, mittlerweile haben diesen Schritt 21 von 27 EU-Mitgliedsstaaten gesetzt. Im Juni 2012 präsentierte die EU-Grundrechteagentur (FRA) zwei Studien über die Umsetzung der Konvention, bei der in neun Staaten 220 Betroffene interviewt wurden. Demnach bleibt die Verwirklichung der Grundrechte oft weit hinter den gesetzlichen Garantien zurück, vor allem wenn Sparpakete zu greifen beginnen.

Probleme werden vor allem bei der unfreiwilligen Behandlung und Unterbringung von Menschen mit psychischen Gesundheitsproblemen konstatiert. Hier berichten Betroffene oft über negative Erfahrungen, einerseits wegen unzureichender Information über den Ablauf und das Verfahren und damit einhergehend mangelnde Mitbestimmung und andererseits über Gefühle der Angst und der Erniedrigung während der Behandlung.

In manchen Ländern erfolgte die Abkehr von psychiatrischen Großinstitutionen viel später als in anderen. Dementsprechend ist das Angebot an neueren Hilfformen (z.B. selbstständiges Wohnen, persönliche Assistenz) unterschiedlich weit ausgebaut, unabhängig ob westliche oder östliche Länder.

Österreich war nur in den Rechtsvergleich einbezogen. Dieser ergab, dass der Zugang von mental oder psychisch be-

hinderten Personen zum Wahlrecht sehr breit ist, wie sonst nur in fünf weiteren EU-Staaten. Im Großteil der anderen EU-Länder sind „besachwalterte“ Menschen vom Wahlrecht ausgeschlossen.

Näheres: <http://fra.europa.eu>, www.behindertenarbeit.at/bha/archives/15425

Salzburger soziale Einrichtungen protestieren gegen Kürzungen

Die Salzburger Landesregierung plant, die Fördergelder des Landes an die Gehaltsabschlüsse im öffentlichen Dienst zu koppeln. Der derzeitige Landeshaushalt sieht eine Nulllohnrunde 2013 und 2014 vor. Da die Abschlüsse des BAGS-Kollektivvertrags und jenes der Caritas aber eine Erhöhung vorsehen werden, stellt diese Vorgangsweise des Landes die Arbeitgeber vor Probleme. Die Betriebsräte der betroffenen 2000 MitarbeiterInnen rüsteten Anfang November für eine Protestaktion.

Aus: <http://derstandard.at> (2.11.2012)

Zwei neue „Preise“ im CSR-Bereich

Das Netzwerk Soziale Verantwortung vergibt 2013 erstmals zwei „Auszeichnungen“ für besonders verantwortungsloses, rücksichtsloses unternehmerisches Handeln. Im Jänner wird eine Shortlist veröffentlicht, aus der durch eine Internetabstimmung einer der Preisträger ermittelt werden soll. Die Vergabe der Preise erfolgt am 20. Februar 2013, dem Welttag der sozialen Gerechtigkeit. Das Netzwerk wurde 2006 aus NGOs und ArbeitnehmervertreterInnen gegründet, um den CSR-Aktivitäten einzelner Unternehmen genauer unter die Lupe zu nehmen.

Aus: <http://sozialesverantwortung.at>.

Ministerinnen präsentieren Neuerungen zur Wegweisung

Wegen eines Vorfalls heuer im Mai in St. Pölten, wo ein Vater vor der Schule seinen Sohn erschossen hatte, war eine

Arbeitsgruppe eingesetzt worden. Deren Ergebnisse wurden Anfang August vorgestellt. Darauf aufbauend präsentierten Mitte November nun die Ministerinnen für Inneres und für Justiz ihre konkreten Vorhaben. War bisher die Verhängung eines Betretungsverbots für Gewalttäter im Wesentlichen nur für die Wohnung möglich, so kann es jetzt auch für Schulen und Kindergärten ausgesprochen werden, wenn ein Erziehungsberechtigter dies so möchte. Wurde das Betretungsverbot durch eine einstweilige Verfügung des Gerichts verlängert, kann künftig nicht nur die von Gewalt betroffene Person die Bestrafung einer Missachtung beantragen, sondern auch andere Personen, beispielsweise ein Direktor oder eine Kindergärtnerin. Die Polizei kann sogar mit Festnahme gegen den Täter vorgehen.

Näheres: www.justiz.gv.at

In Kürze

Kassa zahlt bei Burn-out

Die Krankenfürsorgeanstalt der Bediensteten der Gemeinde Wien (KFA) übernimmt seit kurzem die Therapiekosten. Als erste Krankenkasse in Österreich bezahlt sie sämtliche Kosten einer Psychotherapie nach entsprechender Diagnose (<http://wien.orf.at>).

Kleines Glücksspiel

Am SPÖ-Bundesparteitag am 13.10.2012 in St. Pölten wurde der Antrag angenommen, wonach in Zukunft das kleine Glücksspiel (Spielautomaten) Österreich weit verboten werden soll. Eingbracht wurde er von der Sozialistischen Jugend gemeinsam mit der SPÖ Alsergrund und der SPÖ Kärnten.

Kostengünstige Psychotherapie

bietet neuerdings iwik-Verein zur Verbesserung der Lebensqualität. Eine große Gruppe von PsychotherapeutInnen in Ausbildung wendet sich an Menschen, die sich Psychotherapie zu marktüblichen Preisen nicht leisten können (<http://iwik.at>).

Zusammengestellt von
Mag. DSA Rudi Rögner

Veranstaltungen – Tipps

Wien

Psychische Erkrankungen von Suchtkranken

Kongress
25.-26.1.2013, Wien, Palais Ferstel
Veranstalter: Anton Proksch-Institut,
www.api.or.at/

„Danke, passt schon!“ Männerspezifische Arbeit im Bereich Gesundheit und Wohnungslosigkeit

Seminar
21.3.2013, Wien, Haus Kastanienallee
Veranstalter: Plattform Gesundheit und Wohnungslosigkeit,
www.gesundheit-wohnungslosigkeit.at

Umgang mit Suchtmitteln in Einrichtungen

Seminar
25.-26.4.2013, Wien,
Haus Kastanienallee
Veranstalter: Plattform Gesundheit und Wohnungslosigkeit,
www.gesundheit-wohnungslosigkeit.at

Deutschland

Bindungsorientierung in der Sozialen Arbeit

Fachtagung
11.-12.01.2013, Aachen
Veranstalter: Kath. Hochschule Nordrhein-Westfalen, www.katho-nrw.de

Wahrnehmen, Analysieren, Intervenieren. Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten

Jahrestagung
26.-27.4.2013, Frankfurt,
Fachhochschule
Veranstalter: Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit, www.dgsainfo.de/veranstaltungen/tagungen.html

„Mit Zielen arbeiten trotz widriger Umstände“

5. Fachtagung Klinische Sozialarbeit
13.- 14.6.2013, Olten
Veranstalter: Fachhochschule Nordwestschweiz,
www.klinischesozialarbeit.ch

Schweiz

Wege zur Inklusion - eine Herausforderung für uns alle!

Neue Chancen für benachteiligte Kinder und Jugendliche?

FICE-Congress 2013
8.-12.10.2013, Bern
Veranstalter: FICE (Gesellschaft für Erzieherische Hilfen), www.fice-congress2013.ch

Türkei

Social Action in Europe: Towards Inclusive Policies an Practice.

3rd Ensact Joint European Conference
16.-19.4.2013, Istanbul, Grand Cevahir Convention Center
Veranstalter: European Network for Social Action, www.ensactistanbul.org

Montag, 28. Januar 2013, 19.00 **Demokratisierung mit Sozialer Arbeit?**

Mit der vielfältigen Kritik an der liberalen repräsentativen Demokratie werden direkte oder partizipative Formen häufig als Alternativen gehandelt. Auch in vielen Feldern Sozialer Arbeit stellt Demokratisierung eine wesentliche normative Orientierung dar, wenn gleich die Realisierung oft widersprüchlich verläuft. Was sind Elemente eines kritischen Demokratieverständnisses Sozialer Arbeit? Wie können diese auf urbane Teiligungsprojekte, räumliche Lern - und Aneignungsprozesse oder Nutzer_innenpartizipation in sozialen Einrichtungen bezogen werden?

Es diskutieren am Podium:

Gundula Ludwig, Politikwissenschaftlerin, Universität Wien
Marion Thuswald, Sozialpädagogin und Bildungswissenschaftlerin, Akademie der bildenden Künste Wien
Elisabeth Hammer, Sozialarbeiterin und Ökonomin, kriSo/neunerhaus
Moderation: *Marc Diebäcker*, Politikwissenschaftler, kriSo/FH Campus Wien

Montag, 11. März 2013, 19.00 **Von der Jugendwohlfahrt zur modernen Jugendhilfe?**

Die tagesaktuelle Berichterstattung zur Jugendwohlfahrt ist häufig von unreflektierten Skandalisierungen, teils leider auch von berechtigter Kritik, gekennzeichnet und prägt das öffentliche Bild. Zugleich stoßen fachliche Entwicklungen Sozialer Arbeit in vielfacher Weise an Grenzen: Mindeststandards werden festgestellt, die nötige öffentliche Finanzierung bleibt aus. Gesetzliche Verbesserungen werden angedacht, aber verlaufen in parlamentarischen Gremien. Innovationen in der Praxis finden statt, werden aber zu wenig wahrgenommen. Wie sieht es in Deutschland aus, woran hakt es in Österreich und welche professionellen Ansätze gibt es und sind verfolgenswert?

Es diskutieren am Podium:

Elizabeth Baum-Breuer, Sozialarbeiterin und Bildungswissenschaftlerin, NÖ Landesjugendheim Pottenstein/FH Campus Wien
Roland Fürst, Sozialarbeiter und Politikwissenschaftler, FH Campus Wien
Tilman Lutz, Sozialpädagoge, Kriminologe und Diakon, Evangelische Hochschule Hamburg >Das Rauhe Haus<
Moderation: *Josef Bakic*, Erziehungswissenschaftler, kriSo/FH Campus Wien

Depot in Kooperation mit kriSo – Verein kritische Soziale Arbeit

Was bringt Ihnen ein Masterstudium?

- > Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit
- > Sozialraumorientierte und Klinische Soziale Arbeit

Antworten beim Infotag mit Master Talk am 14. März 2013

Favoritenstraße 226, 1100 Wien

www.fh-campuswien.ac.at





Sozialarbeit und Neurobiologie

Beeinflusst die Neurobiologie aktuelle Erklärungsmodelle?

Text: Dr. Thomas Schmitt

Was gehen die Hirnforschung eigentlich die psychosozialen Berufe an?

»Alles« könnte man sagen und damit die Frage einfach beantworten. Denn Hirnforschung im weitesten Sinne umfasst doch eigentlich jede Fragestellung, die sich mit dem Verhalten, Empfinden und Kommunizieren der Menschen hier auf Erden auseinandersetzt. Zumindest hört unser Verhalten, Empfinden und Kommunizieren in dem für uns Menschen wahrnehmbaren Bereich auf, wenn das Gehirn seine Tätigkeit einstellt, darüber sind wir uns doch (fast) alle einig.

Aber so einfach ist es nicht.

In dem Feld der Erklärung von Verhalten, Empfinden und Kommunizieren, tummeln sich viele Gruppen, die mit unterschiedlichen Ansätzen zu unterschiedlichen Verständnissen und Handlungskonzepten gelangen. Die Gruppe der Hirnforscher oder der neurobiologisch orientierten Neurowissenschaftler hat dabei in den letzten Jahren ganz offensichtlich an Größe, Macht und Einfluss gewonnen. Ohne die neueren technischen Entwicklungen wäre das wohl nicht geschehen. Das was wir heute unter Hirnforschung verstehen, setzt ungefähr da an, wo einst Sigmund Freud resigniert das Organ Gehirn verlassen hat, um sich immateriellen Modellen der menschlichen Psyche zu widmen. Erst Biotechnologie und Computer ermöglichen uns, mehr über genetische

und mittlerweile auch epigenetische Prozesse zu verstehen, dem Gehirn bei der Arbeit zuzusehen und mittels komplexer statistischer Berechnungen eine Vielzahl von Einzelbeobachtungen auf Zusammenhänge hin zu untersuchen. Niemand ist heute mehr in der Lage, die veröffentlichten Forschungsergebnisse in Gänze im Blick zu behalten. Wichtige Forschungsergebnisse scheinen sich aber dennoch in einer Art evolutionärem Prozess durchzusetzen und mitzuteilen. Jede neue Information und Erfahrung attackiert unser Weltbild, unsere Erklärungsmodelle und vielleicht auch unser Selbstverständnis und Selbstbewusstsein. Neue Informationen sind von daher nicht immer willkommen und werden oftmals auch gerne ausgeblendet oder weggeblendet. Wenn man sich mit der Entwicklung und der Funktion des Gehirns befasst, dann scheint das sehr plausibel zu sein. Jeder weiß, wie mühsam es ist, im Erwachsenenalter eine neue Sprache zu lernen. Es braucht Jahre und unendlich viel Übung, bis wir uns in ihr wohl fühlen und die Verständigung gut gelingt. Dann machte es allerdings meistens große Freude. Aus der Suchtforschung wissen wir, dass unsere Hirne sehr anfällig sind für die schnelle und starke Aktivierung des Belohnungssystems. Das heißt, wir bleiben gerne bei unseren gewohnten Denk- und Erklärungsmustern, solange sie uns eine Befriedigung sind. Es heißt aber auch, wir sind anfällig für neue, plausible und einfache Erklärungsmodelle, die uns problemlos einleuchten (und uns leider oft in die

Irre führen). An dieser Stelle sehe ich für die älteren und erfahreneren Menschen eher das Problem, dass sie sich vielleicht häufiger mit einem gewissen Unbehagen dem Neuen zuwenden, während die jungen und Unerfahrenen eher Gefahr laufen, sich von neuen Erklärungsmodellen blenden zu lassen, auch um sich die Mühe zu sparen, das vermeintlich überholte alte Wissen anzueignen. Warum dieser Vorspann? Ich möchte behaupten, dass die Befunde aus der Hirnforschung / Neurobiologie uns immer wieder in diese Konflikte bringen. Hier soll es um Krankheitsmodelle gehen. Man könnte dem bio – psychosozial noch ein „neuro“- voranstellen, was einige Autoren ja auch heute schon tun und mit dieser veränderten Begrifflichkeit die Bedeutung der Neurobiologie unterstreichen. Im Folgenden werden einige Beispiele aus der Neurobiologie Ihnen die Gelegenheit geben, selbst zu überlegen, inwiefern sich Ihr bisheriges Erklärungsmodell für Krankheiten und deren Behandlung Ergänzung oder Veränderung erfahren kann.

Der älteste Prominente der Hirnforschung

Fangen wir mit einem Bekannten an. Kaum ein Bericht über Hirnforschung, in dem er nicht auftaucht: Phineas Gage, der amerikanische Bahnarbeiter, der 1848 durch einen Unfall einen Teil seines Frontalhirns verlor und im Anschluss bei erhaltenen kognitiven Fähigkeiten eine massive Persönlichkeitsveränderung zeigte, die von star-

ken soziopathischen Charakterzügen geprägt war. Phineas Gage verlor seine Stellung, irrte durch die Welt, wurde Alkoholiker und starb schließlich in einem epileptischen Anfall. Bis heute können wir nicht klar sagen, welcher Anteil an dieser Entwicklung bei Phineas Gage oder vergleichbaren Fällen eher als psychoreaktiv und welcher Anteil rein biologisch zu erklären ist (Christen, Regarde 2012). Aber wir erhalten eine Idee davon, dass soziales und gesundheitsbewusstes Verhalten nicht nur eine Tugend ist, sondern auch etwas mit störungsfreien Prozessen auf neuronaler Ebene im vorderen Teil des Gehirns zu tun hat. Diese einfache Feststellung zieht eine Menge Fragen nach sich, die das Soziale betreffen, aber auch Bereiche wie Moral, Sitte, Schuld und freien Willen.

Die Entwicklung des Gehirns - die Bedeutung der vorgeburtlichen Zeit, Abhängigkeit von Genen, Umwelt und Reizen, späte Einschränkung der Veränderbarkeit

Die Entwicklung des Gehirns ist ein hochkomplexer Prozess. Etwa drei Wochen nach der Empfängnis haben sich schon Zellgruppen gebildet, aus denen sich später das gesamte Nervensystem entwickelt. Intrauterin kommt es zu einem massiven Zellwachstum, in manchen Phasen werden bis zu 250000 Zellen / Minute gebildet. Bis zum Ende der Schwangerschaft entstehen etwa 200 Milliarden Vorläuferzellen von Nervenzellen (Neuroblasten) durch Zellteilung. Zum Zeitpunkt der Geburt sind etwa die Hälfte dieser Vorläuferzellen wieder abgestorben, die meisten anderen sind zu Nervenzellen herangereift. Bei der nachgeburtlichen Entwicklung steht die Ausbildung von Synapsen im Vordergrund. Dabei kommt es etwa bis zum fünften Lebensjahr zu einer kontinuierlichen Zunahme der Anzahl von Synapsen, danach wird die Menge der Verknüpfungen bis hin zur Pubertät wieder reduziert. Diese Reduktion von synaptischen Verbindungen ist extrem wichtig, bleibt sie aus, so droht

Minderbegabung und geistige Behinderung.

Die Entwicklung des Gehirns ist abhängig von genetischen und epigenetischen Prozessen, von Umweltfaktoren (deren Einfluss auf Genetik und Epigenetik nachgewiesen ist). Man kann sagen, das Gehirn entwickelt sich sowohl unter dem Einfluss von Reizen, die aus dem Organismus kommen wie auch unter denen, die von außen auf uns Menschen treffen. Dabei beeinflussen sich beide Reizwelten gegenseitig.

Körperteile, über die wir viele Reize aufnehmen (z.B. Zunge, Handinnenflächen, Lippen) sind in der Hirnrinde großflächig repräsentiert, während andere Körperteile (z.B. Rücken, Kniekehle) nur recht kleine Areale von Nervennetzen beanspruchen. Goo-geln Sie einfach »Homunkulus« und Sie finden lustige Bildchen, die diese Verhältnisse visualisieren. Man kann sagen, ohne Input keine neuronale Repräsentation. Haben Sie Jemanden nicht kennen gelernt, gibt es auch keine neuronale Repräsentation in ihrem Gehirn. Kennen Sie jemanden schon sehr lange und vielleicht intensiv – so wird die neuronale Repräsentation über die Spanne des Lebens bleiben, auch wenn die Person Sie verlässt. Allerdings wird die Erinnerung und auch die neuronale Repräsentation mit der Zeit und ohne weitere Inputs schwächer.

Das Konzept der neuronalen Repräsentation hilft uns besser zu verstehen, dass es einen Trennungsschmerz gibt, dass wir uns beim Tod oder Abschied eines geliebten Menschen wie amputiert fühlen und »Phantomschmerzen« uns zusetzen können. Wir wissen aber auch, dass dieser Schmerz mit der Zeit etwas nachlassen wird und dass wir den Menschen (bzw.) seine Repräsentation nie ganz verlieren werden. Es wird verständlich, warum es hilft, wenn wir besonders wichtige Erinnerungen in uns lebendig halten.

Wozu brauchen wir all diese Informationen, die den meisten Leserinnen und Lesern sicher nicht neu sein werden und die ja inzwischen auch hin und wieder in der Presse nachzu-

lesen sind (z.B. Spiegel 25, 2012, Titel: Die Geburt des Ich. Neun Monate die unsere ganzes Leben prägen)? Sie helfen uns, jene unselige und verwunderlicher Weise immer noch geführte Diskussion zwischen den Befürwortern der genetischen Determinierung und den sogenannten Milieuoptimisten zu relativieren. Wir lernen, dass sowohl genetische Fehler wie auch Umweltbelastungen über ähnliche Mechanismen sehr früh in der Entwicklung eines Menschen Weichen stellen.

Für die psychosoziale Arbeit bedeutet das, wir können nicht früh genug beginnen aufmerksam zu werden, Missstände zu analysieren und anzugehen und das Wissen über die Entwicklungen des Gehirns sowie fördernde und störende Einflüsse zu erwerben und weiterzugeben. Im Fokus der Aufmerksamkeit müssen die Familien, die werdenden Mütter, die kleinsten Kinder stehen. Sie brauchen die beste Betreuung und Unterstützung. Hier sind die im psychosozialen Bereichen tätigen Menschen besonders befragt. Eine Vorstellung von den Entwicklungsprozessen im Gehirn hilft uns auch, besser zu verstehen und zu akzeptieren, dass manche Verhaltensweisen und Persönlichkeitsmerkmale bei ausgewachsenen Menschen nur wenig veränderbar sind und es manchmal sinnvoller ist, die Energie in eine Lebensbewältigung mit der entsprechenden Störung zu investieren, als chronisch Veränderungen anzustreben und sich darin frustriert zu erschöpfen.

Wenn wir eine Idee davon bekommen, wie sich das Gehirn mit seinen Funktionen entwickelt, dann fällt es auch leichter, die Auswirkungen der Auflösung und Störung neuronaler Netze zu verstehen, die wir bei so vielen degenerativen Gehirnerkrankungen wie der Demenz erleben. Es kann uns helfen, den Umgang mit diesen Menschen in einer angemesseneren und würdigeren Art zu gestalten.

Dabei gilt: Jede Jeck is anders (oder: jet jeck simmer all) wie die Kölner sagen. Da bei zwei Menschen nie Gene und Umwelterfahrungen identisch sein können, sind wir alle Einzelexemplare und unterscheiden uns eben

voneinander. Schematische Lösungen, die für alle Menschen passen sollen, bringen schon von daher eine Menge Probleme mit sich. Jeder der mit Menschen über längere Zeit arbeitet, wird die Erfahrung teilen, dass oft hochgelobte theoretische (Therapie-) Konzepte versagen. Wir sind also weiter gefordert, vielfältige therapeutische Konzepte zu entwickeln und bei dem einzelnen Menschen genau hinzusehen, welches Konzept am ehesten passen und helfen könnte, anstatt das einmal Gelernte unreflektiert überzustülpen. Oder gar zu denken, unser Ansatz sei der alleine selig machende. »Jeck loss Jeck elans« sagen die Kölner, sinngemäß: »Lass die anders Denken den neben dir und mit dir leben.«

Wiederholung fördert das Lernen, Vereinsamung schrumpft das Hirn

Erik Kandel erhielt 2000 den Nobelpreis für seine Forschungen zu den Grundlagen des Lernens. Er konnte nachweisen, dass Impulse die über Nervenzellen laufen, kurzfristig zu Veränderungen an den Synapsen führen. Zunächst werden die Signalübertragungen an den Synapsen erleichtert, mittelfristig kommt es dann zu einer Vergrößerung der synaptischen Kontaktfläche, was die Weiterleitung der Impulse erleichtert und langfristig führen wiederholte Impulse zur Ausbildung weiterer synaptischer Verbindungen an den betroffenen Nervenzellen. Das neuronale Netz wird sozusagen verstärkt – das ist die biologische Grundlage für die Entwicklung des Gehirns und das Phänomen des Lernens.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr – die Hirnforschung bestätigt und wiederlegt diese Volksweisheit gleichermaßen. Wir erfahren, dass es Zeitfenster für die Entstehung neuronaler Netze gibt. Wird beim schielenden Kind die Fehlstellung der Augen bis etwa zum zehnten Lebensjahr nicht korrigiert, erhält das Gehirn nicht die notwendigen Impulse zur Ausbildung der für die Verarbeitung visueller Reize notwendigen neurona-

len Netze in der hinteren Hirnrinde. Trotz intakter Augen und Sehnerven entsteht eine sogenannte Rindenblindheit, ohne die notwendigen Impulse aus der Peripherie können die neuronalen Netze der Sehrinde sich nicht optimal entwickeln. Wenn das Zeitfenster geschlossen ist, nützt es auch nichts mehr, wenn die Impulse eintreffen.

Die Zeitfenster sind im Gehirn regional unterschiedlich. Die in der Entwicklungsgeschichte des Gehirns früh entstandenen Strukturen schließen früh ihr Fenster, während entwicklungs geschichtlich spät entwickelte Bereiche des Gehirns wie z.B. das Frontalhirn auch noch später »plastisch« bleiben. Eine gewisse Fähigkeit zur Ausbildung neuer neuronaler Netze (Plastizität) aus sogenannten Vorläuferzellen bleibt zeitlebens bestehen. In der Regel wird es zwar mit zunehmendem Alter schwieriger, neue Dinge zu lernen, es bleibt aber prinzipiell möglich.

Wir kennen inzwischen verschiedene Faktoren, die die Plastizität günstig beeinflussen oder aber auch behindern. Da Reize die Nervenzelle anregen ihre Synapsen zu verstärken, wundert es nicht, dass sie als plastizitätsfördernd gelten. Aber Vorsicht: Gibt es zu viele Reize, dann überwiegt der Stress und vermittelt über Stresshormone wird die Plastizität wieder reduziert. Auch hier entscheidet die Dosis über Fluch oder Segen. Freudiges Erleben, körperliche Aktivität, aber auch Antidepressiva oder elektrische Ströme (wie z.B. bei der Elektrokrampftherapie) gelten als plastizitätsfördernd. Inaktivität, Stress, und Gifte gelten hingegen als hemmend.

Hier hilft uns die Hirnforschung besser zu verstehen, welche katastrophale Auswirkung z.B. seelische Erkrankungen haben können, wenn die Patienten sozial zurück gezogen und inaktiv leben, sich ungesund ernähren oder Drogen nehmen. Auch wenn sie vielleicht durch Medikamente keine akuten Symptome mehr haben, die Gefahr sich zurück zu entwickeln, ist enorm. Deshalb sind alle Anstrengungen, soziale Kontakte, Aktivität und

ggf. Arbeit zu fördern, mindestens so wichtig und bedeutsam für den weiteren Verlauf einer Erkrankung wie die medikamentöse oder psychotherapeutische Behandlung. Ich bin mir nicht sicher, ob dieses (Selbst)Bewusstsein bei den im psychosozialen Bereich tätigen Menschen heute schon die Regel ist.

Wird einem Menschen durch eine einfache menschliche Unterstützung der Stress genommen, den z.B. bestimmte Alltagsprobleme mit sich bringen können, so kann das günstige Auswirkungen auf die plastischen Prozesse des Gehirns haben. Ebenso gibt es Auswirkungen in die andere Richtung, wenn Menschen durch Überfürsorge an eigener Aktivität gehindert werden.

Neben dem Aspekt der Plastizität gibt es interessante Hinweise, dass beim Menschen das Gefühl des Ausgeschlossenenseins bzw. der Zurückweisung im Gehirn an der gleichen Stelle repräsentiert ist, die auch für den körperlichen Schmerz zuständig ist. Das Leiden an Einsamkeit und an körperlichen Schmerzen scheint eine gemeinsame Schaltstelle (Repräsentation) im Gehirn zu haben. Das heißt, Schmerzmittel können gegen Einsamkeit helfen, aber auch menschliche Anteilnahme hilft nicht nur gegen Einsamkeit, sondern auch gegen Schmerzen (Spitzer, Bonenberger 2012).

Mitgefühl ist nicht jedem möglich und manchem Menschen zu viel

In den frühen 90er Jahren stieß eine italienische Forschergruppe zufällig auf Nervenzellen im Affengehirn, die für motorische Programme zuständig waren und die alleine durch die Betrachtung der Aktivität eines Gegenübers aktiviert wurden. Dies führte zu umfangreichen weiteren Untersuchungen dieses Phänomens sowohl beim Tier wie auch beim Menschen. Es deutet viele darauf hin, dass wir Menschen mit einem Spiegelsystem auf neuronaler Ebene ausgestattet sind. Schauen wir bei einer

Aktivität zu, so werden in uns die entsprechenden motorischen Programme aktiviert, auch ohne dass wir selber aktiv werden. Das gilt auch für Emotionen. »Wir fühlen mit« bedeutet dann, bei uns werden durch die Betrachtung des Gegenübers ähnliche Gefühle ausgelöst wie die, die wir erkannt haben. Dadurch haben wir einen Zugang zu den Gefühlswelten anderer Menschen, aber auch zum Ausdruck von bildender Kunst und Musik.

Die Spiegelsysteme sind bei uns Menschen unterschiedlich ausgebildet. Unter Autismus verstehen wir ja die Schwierigkeit, einen Zugang zu den Gefühlswelten anderer Menschen zu erhalten, was dann in Abhängigkeit von der Dimension bei dem Betroffenen mit Konflikten, Einsamkeit und Depression einhergehen kann. Ebenso gibt es das Gegenteil, die Gefahr, durch die bei anderen Menschen wahrgenommenen Gefühle überflutet zu werden, sich selbst zu verlieren. Die meisten Menschen befinden sich irgendwo zwischen diesen beiden Extremen. In den psychosozialen Berufsfeldern werden wir häufig mit Menschen konfrontiert, die sich außerhalb des durchschnittlichen Spektrums befinden.

Für die psychosozialen Berufsfelder ergeben sich wichtige Hinweise: Wir müssen davon ausgehen, dass auch die neuronalen Grundlagen für die Entwicklung von Spiegelsystemen von genetischen Faktoren und Erfahrungen abhängig sind. Die Gene können wir (noch) nicht verändern. Das beste Übungsfeld für die Entwicklung von Spiegelsystemen ist deshalb die zwischenmenschliche Interaktion.

Wir verstehen sofort besser, warum das Vormachen für das Lernen so wichtig ist.

Wir werden uns fragen, wie sich z.B. bei einem Menschen die Fähigkeit zur Empathie herausbilden kann, wenn er einen großen Teil seiner Zeit mit Maschinen kommuniziert? Nicht umsonst wird eine Situation, die in zwischen jeder von Ihnen kennt, Handyautismus genannt: Eine Gruppe von Menschen sitzt zusammen, niemand spricht mit dem anderen,

jeder sitzt über sein Handy gebeugt, die Aufmerksamkeit auf den Bildschirm fokussiert. Insbesondere bei jungen Menschen müssen wir davon ausgehen, dass diese Szenarien nicht geeignet sind, soziale Kompetenz zu entwickeln bzw. auszubauen.

Es liegt nahe anzunehmen, dass die Veränderungen unserer Lebenswelten und die Tatsache, dass wir alle mehr Zeit mit Maschinen und unbelebten Dingen verbringen, auch unsere empathischen Fähigkeiten verändern wird, insbesondere, wenn wir im frühen Lebensalter damit beginnen uns mehr mit z.B. Computern als mit Menschen zu beschäftigen.

Wenn wir mit Menschen arbeiten, kann es sehr hilfreich sein, eine Idee von der eigenen »Spiegelfähigkeit« und der des Gegenübers zu entwickeln. Es kann uns schützen, selbst völlig überwältigt zu werden oder aber auch helfen, die Reaktionen anderer Menschen besser zu verstehen und zu akzeptieren.

Das Gehirn kann betrogen werden und uns betrügen

Optische Täuschungen kennen wir alle. Wir wissen also eigentlich, dass sich unser Gehirn betrügen lässt und die Wahrnehmung mit der Wirklichkeit nicht immer übereinstimmt. Wenn wir uns mit Kollegen besprechen, in Gruppen zusammensetzen und z.B. Konflikte gemeinsam analysieren, berücksichtigen wir diesen Aspekt und versuchen in der Gemeinschaft die Einschränkungen und Irrleitungen des eigenen Gehirns zu erkennen und zu überwinden, der »Wahrheit« näher zu kommen. Von der Hirnforschung lernen wir, dass bei unserer Wahrnehmung Neurotransmittersysteme mit eine Rolle spielen. Dabei sind die genauen Abläufe und Vorgänge noch lange nicht bekannt. Wir nutzen aber schon einige Jahrzehnte Medikamente, die die dopaminerge Neurotransmission blockieren. Bei Menschen mit z.B. paranoidem Erleben können diese Medikamente dazu beitragen, dass sie wieder Abstand zu ihren irrealen

Ängsten und Befürchtungen nehmen können. Aus der Soteria-Forschung ist uns bekannt, dass ähnliche Effekte bei vielen Menschen durch Zuwendung und Herstellung einer sicheren und geborgenen Umgebung erreicht werden können. Wir müssen also davon ausgehen, dass Neurotransmittersysteme nicht nur durch Medikamente reguliert werden, sondern genauso und manchmal vielleicht viel einfacher durch das, was wir Menschen (miteinander) erleben, durch Umgebung und Erfahrung.

Die neurobiologische Suchtforschung liefert an dieser Stelle einige spannende Ergebnisse, die auf die Entdeckung des sogenannten Belohnungssystems zurückgehen. Die entsprechenden Strukturen im Gehirn sind das ventrale Tegmentum und der Nucleus accumbens sowie die Verbindungsbahnen zwischen diesen Strukturen. Vermittelt durch Dopamin, Glutamat und Endorphine kommt es zu guten Gefühlen wie Freude, Glück oder auch Euphorie. Das mögen wir und streben danach.

Die Freude, die wir durch Essen, Trinken, Sexualität, Gemeinschaft, Erkenntnis etc. gewinnen, wird über dieses Belohnungssystem reguliert. Unser Gehirn ermutigt und motiviert uns also, lebenserhaltende und lebenspendende Aktivitäten zu suchen und belohnt uns dafür mit einem guten Gefühl.

Nun setzen alle bekannten Suchtmittel ebenfalls an diesem System an und aktivieren es über unterschiedliche Wege. Bei Drogen wie Kokain, aber auch Alkohol, Nikotin, Opium ist dabei die Wirkung ungleich stärker, als sie die natürlichen lebenserhaltenden Aktivitäten erzeugen können. Ist die Verfügbarkeit dieser Mittel hoch, besteht daher eine große Gefahr, dass unser Gehirn sich unter dem Einfluss der Drogen an die stärkeren Reize gewöhnen und die ursprünglichen und lebenserhaltenden Aktivitäten nach und nach eingestellt werden. Die betroffenen Menschen leben zunehmend zurückgezogen, verlieren das Interesse an gesunder Ernährung, Freizeitaktivitäten, Bewegung, sozia-

len und intimen Kontakten. Die Aktivitäten richten sich immer mehr auf die Beschaffung des Suchtmittels und den Konsum aus.

Auch die neuen Medien und Computerspiele bedienen sich dieser Mechanismen. Eine hohe Einschaltquote (der einzige Garant für das Überleben einer Sendung) wird dauerhaft nur möglich sein, wenn die Belohnungszentren möglichst vieler Zuschauer aktiviert werden. Das gleiche gilt für den Erfolg von Computerspielen. Kinder streben nach sofortiger Lustbefriedigung (das kontrollierende Frontalhirn reift erst spät heran) und müssen die Triebkontrolle mühevoll lernen, sie sind hier besonders anfällig.

Mit diesem Wissen ist es leichter, das Verhalten der Süchtigen zu verstehen, wir ahnen wie unfrei das süchtige Gehirn in seiner Willensbildung bzw. in der Umsetzung von Abstinenzvorsätzen geworden ist.

Auch hier werden Hinweise geliefert, wo die Vorsorge beginnen muss, nämlich bei Kindern und deren Eltern. Wir werden durch die Informationen der Hirnforschung nicht zwangsläufig zu lustfeindlichen Moralaposteln. Wir können aber gut begründen, warum z.B. die unkontrollierte Nutzung des Computers beim Kind weniger die digitale Kompetenz erweitert (was durchaus ein positiver Nebeneffekt sein kann) als die Entdeckung befördert, dass Spiele und Anwendungen ihm einen schnellen Lustgewinn garantieren. Außerdem führt extensives Computerspielen zu Bewegungsarmut, Mangel an echten sozialen Kontakten und ist nicht selten Wegbereiter für andere Süchte (Substanzabhängigkeiten).

Eine weitere faszinierende Entdeckung der Hirnforschung ist der sogenannte konditionierte Entzug (Brandt et al. 2003). Er betrifft den trockenen Alkoholiker, ohne Suchtdruck. Kommt er in eine Situation, in der er früher regelmäßig Alkohol getrunken hat (in Köln wäre das häufig die Eckkneipe, oder auch der Karneval), schaltet das Gehirn auf Abbau von Alkohol um und registriert, dass Alkohol fehlt. Unerwartet überfällt der

Suchtdruck den sich vielleicht schon sicher fühlenden Menschen.

Hier liefert uns die Neurobiologie eine Information, die wir in die Beratung von Suchtpatienten unmittelbar einfließen lassen können: »Vermeiden Sie Situationen, in denen Sie früher häufig Alkohol getrunken haben.«

Ich hoffe, mit den Beispielen konnte ich Sie, liebe Leser für meine These gewinnen, dass Hirnforschung und Neurobiologie auch für die psychosozialen Berufe wichtige Informationen bereithält und unsere Modelle von Krankheit und möglichen Wegen ihr zu begegnen, verändert.

Zum Ende

Die Hirnforschung wird sich mit Pädagogik, Philosophie, Psychologie und auch anderen Wissenschaften weiter vernetzen müssen. Um Modelle zu ergänzen, Forschung zu betreiben, neue Fragen zu generieren, auch Fragen für die Hirnforschung. Die psychosoziale Welt sollte sich nicht vor den Ergebnissen der Hirnforschung verschließen. Sie muss sie wahrnehmen, auf ihre Bedeutung für das eigene Arbeitsfeld prüfen und in die eigene Arbeit integrieren. Voraussetzung dafür ist, dass Grundlagen der Neurobiologie und Lehre vom Gehirn und seinen Funktionen ein fester Bestandteil der Berufsausbildung und Weiterbildung werden.

Etwas ist mir besonders wichtig: Es gibt so viele Hinweise aus der Hirnforschung, dass menschliche Zuwendung und Hilfe ungemein therapeutische Effekte mit sich bringen. An dieser Stelle erfahren unsere Krankheitsmodelle m.E. eine deutliche Veränderung: Die Neurobiologie lehrt uns, wie wichtig der Faktor Mensch ist, bei der Entstehung, aber auch bei der Bewältigung von Störung und Krankheit. Es fehlen Studien, die auch aus neurobiologischer Perspektive Effekte psychosozialer Arbeit untersuchen. Hier sind die entsprechenden Berufsgruppen gefordert, Fragen zu stellen und entsprechende Forderungen an die Hirnforschung zu stellen.

Schließen möchte ich mit einem Zi-

tat von Eric Kandel (2012, 12–13), der von einer neuen Wissenschaft des Geistes spricht und damit die Fusion von Hirnforschung und anderen Wissenschaften meint: »Diese neue Wissenschaft des Geistes ist nicht nur deshalb von Bedeutung, weil sie uns tiefere Einsichten über die Ursprünge unseres ureigenen Wesens vermittelt, sondern auch, weil nun eine wichtige Abfolge von Zwiegesprächen zwischen der Gehirnforschung und anderen Wissensgebieten in Gang gesetzt werden kann. Solche Zwiegespräche könnten uns die Mechanismen im Gehirn ergründen helfen, die Wahrnehmung und Kreativität ermöglichen, – sei es in der Kunst, der Natur – und Geisteswissenschaft oder im täglichen Leben.«

Literatur

Brandt, T. u.a. (2003) : Neurobiologie der Alkohol- und Nikotinabhängigkeit. Stuttgart

De Dreu et al. (2010): The neuropeptide oxytocin regulates parochial altruism in intergroup conflict among humans. *Science*, 328, 1408–11

Kandel, E. (2012): Das Zeitalter der Erkenntnis. Die Erforschung des Unbewussten in Kunst, Geist und Gehirn von der Wiener Moderne bis heute. Siedler

Klein, S. (2004). Alles Zufall. Die Kraft, die unser Leben bestimmt. Rowohlt

Spitzer, M.; Bonenberger, M. (2012): Soziale Schmerzen. *Nervenheilkunde* 31 (10), 761–764

Christen, M.; Regarde, M. (2012): Der unmoralische Patient. *Nervenheilkunde* 31 (4), 209–214

Dr. Thomas Schmitt ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, nach über zehn Jahren klinischer Arbeit niedergelassen in eigener Praxis in Köln. 2008 erschien im Psychiatrie Verlag sein Buch »Das Soziale Gehirn. Eine Einführung in die Neurobiologie für psychosoziale Berufe«.



Soziale Arbeit und Neurowissenschaften:

philosophisch-theoretische Aspekte

Text: Mag. Dominik Gruber, Bakk.phil

Einleitung

Es wird viel erzählt über das (menschliche) Gehirn: in der (Natur-)Wissenschaft, in den Medien, in der Öffentlichkeit. Die Hirnforschung ist v. a. seit der Entwicklung bildgebender Verfahren – wie z. B. der funktionellen Magnetresonanztomographie (fMRT) - in aller Munde und setzt scheinbar täglich zu neuen Höhenflügen an. Aber was ist dran an den zahlreichen Erkenntnissen der Neurowissenschaften? Welche Implikationen haben die Forschungsergebnisse für Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften? Wie wirken sie sich auf eher praktische Sozialwissenschaften, wie die Soziale Arbeit, aus? Diese Fragen sind nur mit Ausdauer, wissenschaftlicher Redlichkeit und differenzierten Diskursen zu beantworten. Dieser Artikel soll einen Überblick über wichtige philosophisch-theoretische Fragen und Diskussionen in der Debatte um die Neurowissenschaften geben, mit denen sich die Soziale Arbeit als wissenschaftliche Disziplin auseinandersetzen muss, bevor sie einzelne Erkenntnisse der Hirnforschung diskutiert oder in ihre Theorien übernimmt. Beispiele hierfür sind:

- Im Kontext welcher Fragestellungen sind neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die Soziale Arbeit überhaupt von Relevanz?
- Welche Praxisrelevanz haben die neurowissenschaftlichen Erkenntnisse und Theorien für die Soziale Arbeit?
- Welches begriffliche bzw. ontologische Verhältnis zwischen Hirnforschung

und Sozialer Arbeit soll zugrunde gelegt werden?

- Wirken sich die methodologische Herangehensweise und die thematische Ausrichtung der Neurowissenschaften auf die Erkenntnisse und Theorien der Hirnforschung aus und sind sie mit Annahmen der Sozialen Arbeit kompatibel?
- Ist das Menschenbild konkreter neurowissenschaftlicher „Rahmentheorien“ mit jenem der Sozialen Arbeit vereinbar?

Der vorliegende Artikel soll einen Überblick über zentrale Probleme, die im Zusammenhang mit den aufgeworfenen Fragen entstehen, geben, ohne den Anspruch zu erheben, einen vollständige Diskussion der Literatur zu leisten oder gar letzte Antworten zu geben.

Vom Verhältnis zwischen Neurowissenschaften und Sozialer Arbeit: grundsätzliche Positionen

Die Neurowissenschaften und ihre Erkenntnisse werden in der Öffentlichkeit und auch in vielen anderen wissenschaftlichen Disziplinen nahezu euphorisch gefeiert. Dies ist einerseits mit der Faszination, die die Erforschung des menschlichen Gehirns/Geistes hervorruft, zu erklären. Andererseits liegt dieser Erfolg auch an den publikumswirksamen Auftritten so mancher NeurowissenschaftlerInnen, durch die die Öffentlichkeit mit Informationen zu bunten Hirnscans und mit provokanten Thesen - z. B.

über die (Nicht-)Existenz des freien Willens - versorgt wird. Es sind v. a. letztere Thesen, die zu Kritik an den Neurowissenschaften geführt haben. So rufen die Argumente einiger HirnforscherInnen – beispielsweise zu weltanschaulichen und metaphysischen Fragestellungen – von philosophischer Seite Einspruch hervor.

In den Geistes- und Sozialwissenschaften gibt es mittlerweile eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Erkenntnissen der Neurowissenschaften und ihren zugrunde liegenden Annahmen. In der philosophischen bzw. sozialwissenschaftlichen Literatur können drei grundsätzliche Standpunkte identifiziert werden, die das Verhältnis zwischen Hirnforschung und Sozialwissenschaften beschreiben sollen: (a) eine kritische, (b) eine abgrenzende und (c) eine integrierende/interdisziplinäre Position.

(a) **Kritische Position(en)**: Einige AutorInnen äußern gegenüber den Neurowissenschaften eine Vielzahl von Kritikpunkten. Einerseits wird die Hirnforschung in ihrer Methodik, in ihren Hintergrundtheorien, in ihren Vorannahmen und in der (einseitigen) Form der Ergebnisinterpretation kritisiert. Andererseits stoßen sich einige an der Darstellung und der Wirkung der Neurowissenschaften in der Öffentlichkeit, z. B. an der manipulativen Kraft der Gehirn bilder (für den Ansatz der „critical neuroscience“ siehe z. B. Salby 2011). Auch der emeritierte Philosoph Peter Janich (2009) zählt zu den Kritikern der Neurowissenschaften. Er kritisiert u. a. die „Ursurpations- und Imperialismusgesten“

vieler NeurowissenschaftlerInnen, die – bedingt durch ihr unreflektiertes Selbstverständnis und ihr geringes sprachliches Feingefühl – zu hoch gegriffene Erklärungsansprüche äußern. Sie sprechen ungeniert über die biologischen Grundlagen des Geistes, des freien Willens, des Ichs oder des Selbstbewusstseins – ohne diese Dinge (genau) zu definieren.

(b) **Abgrenzende Position:** Einige ForscherInnen, z. B. aus den Kultur- und Sozialwissenschaften, bezweifeln teilweise die praktische bzw. theoretische Relevanz neurowissenschaftlicher Erkenntnisse für die eigene Disziplin. So ist etwa die Soziologin Renate Mayntz (2006) der Meinung, dass die Detailkenntnisse von Genetik und Neurowissenschaften keinen Mehrwert für die Fragestellungen ihrer Disziplin aufweisen. Eine ähnliche Position wäre auch in der Sozialen Arbeit denkbar. Denn was nutzt es dieser Disziplin zu wissen, wie - d. h., durch welche neuronale Mechanismen - bestimmte kognitive Fähigkeiten realisiert sind? Viel wichtiger sind Kenntnisse über wirksame Interventionen und Theorien, die in einer lebensweltlich näheren Sprache formuliert sind und mit sinnhaft ausdrückbaren Kompetenzen, Motiv- und Bedürfnislagen arbeiten. Der Großteil des handlungsgeleiteten Wissens der Sozialen Arbeit kommt gänzlich ohne neurowissenschaftliches Begriffs- und Theorieinventar aus.

(c) **Integrierend/interdisziplinäre Position:** Neben den kritischen bzw. abgrenzenden Positionen gibt es eine Vielzahl von sozialwissenschaftlich orientierten AutorInnen, die versuchen, neurowissenschaftliche Erkenntnisse in das bestehende Theorieinventar ihrer Disziplin zu integrieren oder die sogar interdisziplinäre Forschungsprojekte anstreben. Im Zuge dieser Bestrebungen sind bereits einige neurowissenschaftlich inspirierte „Subdisziplinen“ entstanden, wie z. B. die „Neuroökonomie“ (siehe Camerer et al. 2004) oder die „Neurodidaktik“ (Hermann 2009; für einen Ansatz im Rahmen der Soziologie siehe Gruber 2010), die ihre Disziplin mit Erkenntnissen der Hirnforschung anreichern

bzw. vereinbar machen wollen. Welchen dieser Standpunkte sollte nun die Soziale Arbeit einnehmen? Zunächst ist festzuhalten, dass diese Frage wohl nicht eindeutig beantwortet werden kann. Bevor man sich jedoch für eine bestimmte Position entscheidet, ist zu klären, welchen Nutzen neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die Soziale Arbeit haben können.

Vom Nutzen der Neurowissenschaften für die Soziale Arbeit

Eine realistische Abschätzung des langfristigen Nutzens oder Einflusses der Neurowissenschaften für bzw. auf die Soziale Arbeit ist schwierig. Es ist jedoch zu vermuten, dass das von der Hirnforschung zur Verfügung gestellte Wissen die Theorien und Erkenntnisse von eher praktisch orientierten Disziplinen, wie die Soziale Arbeit, ausdifferenzieren, bestätigen und teilweise verbessern werden¹. Eine Revolution der Sozialen Arbeit durch die Neurowissenschaften ist jedoch nicht zu erwarten², zumal für die Entwicklung von innovativen Konzepten in der pädagogischen bzw. Sozialen Arbeit Erkenntnisse der Hirnforschung allein nicht ausreichen. Es ist z. B. auch praxisorientiertes Wissen notwendig. Zur Theoriebildung bedarf es daher nicht nur „GehirnspezialistInnen“, sondern auch PraxisexpertInnen (vgl. Baumann 2008). Außerdem ist zu beachten, dass für die Praxis der Sozialen Arbeit auch präskriptive Aussagen von Belang sind (vgl. Becker 2008). Denn ob man Erkenntnisse der Wissenschaft einsetzt oder nicht, hängt auch davon ab, welche Normen und Werte in einer Gesellschaft vertreten werden. Für die Bestimmung der normativen Grundlagen bedarf es hingegen eines öffentlichen und interdisziplinären Diskurses.

Welchen Nutzen haben nun neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die Wissenschaft der Sozialen Arbeit? Diese Frage muss wohl für jede Forschungsfrage und jeden Anwendungsbereich einzeln beantwortet werden. Dennoch erscheint die Vermutung

naheliegend, dass neurowissenschaftliche Erkenntnisse einen Beitrag zum besseren Verständnis des Menschen und seinen Fähigkeiten leisten können. Im Rahmen interdisziplinärer Projekte werden dadurch - so ist zu hoffen - gute und auf mehrere wissenschaftliche Perspektiven beruhende Theorien entstehen. An dieser Stelle sollen zwei Beispiele kurz erwähnt werden:

Im Bereich des Lernens und Lehrens stellen die Neurowissenschaften einiges an Hintergrundwissen zur Verfügung. Dabei werden u. a. die neuronalen Grundlagen, die Plastizität des Gehirns und Kontextbedingungen des Lernens behandelt (siehe z. B. Beiträge in Bartosch & Loew 2008). Ein weiteres Feld, in dem die Hirnforschung hilfreiche Erkenntnisse liefert und noch liefern könnte, ist das der psychischen Erkrankungen. In der naturwissenschaftlich-orientierten psychiatrischen Forschung gibt es bereits seit längerem die Einsicht, dass die Ursachen (und die Therapie) psychischer Erkrankungen multikausal erklärt werden müssen. Dies ist ein Grund dafür, dass in diesem Bereich eher „ganzheitliche“ Erklärungsansätze, wie z. B. das biopsychosoziale Modell, weit verbreitet sind, in denen neben biologischen, v. a. auch personelle, soziale und gesellschaftliche Faktoren miteinbezogen werden (für depressive Störungen siehe z. B. Brakemeier et al. 2008; für grundsätzliche Forschungsstrategien siehe Caspi & Moffitt 2006). Hier bieten sich interdisziplinäre Projekte an, die auch für den Arbeitsbereich der Sozialen Arbeit von Interesse sein könnten.

Vom redlichen Umgang mit den Neurowissenschaften und ihren Erkenntnissen

Um einen adäquaten Umgang mit der Hirnforschung zu garantieren, müssen – neben dem Nutzen neurowissenschaftlicher Erkenntnisse – auch philosophische Aspekte berücksichtigt werden. Auf diese soll in weiterer Folge eingegangen werden. Es können hier jedoch nur einige Hinweise zu ei-

ner umfangreichen Diskussionen dar-
gelegt werden.

Sprache

Wie jede Wissenschaft, drückt die Hirnforschung ihre Erkenntnisse in Form von Sprache aus. Daher erscheint es zentral, die Angemessenheit des Sprachgebrauchs und begrifflicher Definitionen – zumindest von Zeit zu Zeit – einer kritischen Reflexion zu unterwerfen. Bennett und Hacker (2010) kommen in ihrer bekannten Analyse zum Sprachgebrauch der Neurowissenschaften zum Schluss, dass eine Vielzahl von Ausdrucksweisen in Frage gestellt werden müssen. Laut diesen Autoren begehen NeurowissenschaftlerInnen oftmals den Fehler, psychologische Prädikate auf Teile eines Individuums – auf das Gehirn oder auf Gehirnregionen – anzuwenden. Bennett und Hacker nennen dies den „mereologischen Fehlschluss“³. Denn psychologische Ausdrücke, wie „sehen“, „denken“, „entscheiden“ usw., können nur *ganzen* Organismen/Personen und nicht ihren Teilen zugeschrieben werden. Es handelt sich beim (alltags-)psychologischen und neurowissenschaftlichen Vokabular um unterschiedliche „Sprachspiele“, die nicht leichtfertig miteinander vermischt werden dürfen.

Auch ist noch nicht geklärt, wie der semantische/intentionale Gehalt unserer Gedanken mit kausalen Prozessen theoretisch verbunden werden kann. Wie ist es möglich, dass kausale Prozesse so etwas wie einen semantischen Gehalt („Sinn“) aufweisen? Wie „codieren“ Gehirne unsere Gedanken und deren Inhalt/mentalen Gehalt? Hier ist das theoretische und sprachliche Verhältnis zwischen sinnbezogenem, intentionalem Vokabular und jenem der Neurowissenschaften noch nicht geklärt. Eine Klarstellung, wie sich neurowissenschaftliche Beschreibungen (des Gehirns und seiner Teile) zu jener der „Bedeutungsebene“ verhalten, erscheint daher notwendig. Dieses sprachlichen Probleme verdeutlicht auch, dass eine reduktionistische Herangehensweise, die auf

naive Weise psychologische oder auch sozialwissenschaftliche mit neurowissenschaftlichen Begrifflichkeiten identifiziert, wohl zu kurz greift⁴. Es bedarf differenzierter und detaillierter Begriffs- und Theorieanalysen um eine Verknüpfung verschiedener wissenschaftlicher Beschreibungen bzw. Perspektiven zu erreichen. Auch das sprachliche Verhältnis zwischen Sozialer Arbeit und Neurowissenschaften muss daher einer entsprechenden Analyse unterzogen werden.

Ontologie

Unsere psychologische Alltagssprache ist geprägt von einer dualistischen Position, die den Geist vom Körper (bzw. von der Materie) gedanklich und sprachlich trennt. Obwohl ein Substanzdualismus, der zwischen einer geistigen und einer materiellen/ausgedehnten Substanz unterscheidet, auch in naturwissenschaftlich orientierten Ansätzen noch vertreten wird (z. B. Popper & Eccles 1982), zählt diese Position heute zur Minderheit. Dennoch ist die Frage nach dem ontologischen Verhältnis zwischen Gehirn und Geist noch nicht geklärt (Leib-Seele-Problem oder Gehirn-Geist-Problem). Es bedarf daher auch hier einer differenzierten Diskussion⁵. Einige PhilosophInnen vertreten die Ansicht, dass es zumindest einige Eigenschaften des Geistes gibt, die mit Hilfe einer naturwissenschaftlichen Herangehensweise nicht erklärt werden können und die womöglich dualistische Überlegungen rechtfertigen. Ein Beispiel hierfür stellen die sogenannten „Qualia“ dar. Darunter versteht man die qualitativen Eigenschaften des bewussten Erlebens (z. B. die Schmerzhaftigkeit einer Verletzung oder der Eindruck der Röte), von denen bestritten wird, dass sie aus der neuronalen Beschreibung des Gehirns abgeleitet werden können (Jackson 1982; Levine 1983; Chalmers 2002). Chalmers (1995) spricht hier vom „hard problem of consciousness“. Die Soziale Arbeit muss sich darüber im Klaren werden, welchen Standpunkt sie in der ontologischen Debatte ein-

nimmt und ob dieser mit Positionen neurowissenschaftlicher Theorien vereinbar ist.

Methodologie, erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Aspekte

An dieser Stelle sollen einige Vorbehalte gegenüber der methodischen Vorgehensweise und gegenüber erkenntnis- bzw. wissenschaftstheoretischen Annahmen neurowissenschaftlicher Forschungsprojekte formuliert werden.

Die Forschung von praxisorientierten Disziplinen (Soziale Arbeit, Pädagogik) entspricht - genauso wie die Hirnforschung - wissenschaftlichen Kriterien. Es ist daher nicht davon auszugehen, dass die Hirnforschung einen „privilegierteren“ Zugang zur Wirklichkeit besitzt (vgl. Fuchs 2005). Dieser Hinweis erscheint wichtig, da bei Bezugnahme auf neurowissenschaftliche Erkenntnisse oftmals der Eindruck erweckt wird, als wären diese Forschungsergebnisse besonders valide⁶. Man muss sich vielmehr zu Bewusstsein führen, dass (a) neurowissenschaftliche Daten mittels Theorien interpretiert werden müssen⁷ und die Theorielandschaft vielfältig und heterogen ist; (b) die Neurowissenschaften und viele ihrer Methoden und Forschungsinstrumente relativ jung sind und sich daher viele Erkenntnisse und Theorien noch weiterentwickeln und verändern werden (vgl. Bennett & Miller 2010); zudem werden sich fundierte Theorien erst langsam durch das Heranziehen von Erkenntnisquellen verschiedener Wissenschaften herausbilden; (c) der Zugang zum Forschungsobjekt (dem Gehirn *in vivo*) nur mit technischen Hilfsmitteln (fMRT, PET etc.) möglich ist; dabei ist zu beachten, dass in der Konstruktion dieser technischen Geräte bereits eine Vielzahl von theoretischen Annahmen über die Welt mit einfließen (vgl. Janich 2009). Bennett und Miller (2010) weisen zudem darauf hin, dass die Messergebnisse einer fMRT einer Vielzahl von Einflussfaktoren (von der Anzahl der ProbandInnen,

von der Art der im fMRT zu bearbeitenden Aufgabe etc.) und Störvariablen (z. B. Eigenheiten der technischen Geräte) ausgesetzt sind und über die Reliabilität von fMRT-Daten keine Einigkeit herrscht.

Die Disziplin der Sozialen Arbeit muss sich auch dessen bewusst sein, dass die naturwissenschaftlich orientierte Hirnforschung das Ziel verfolgt, verallgemeinerungsfähige Erkenntnisse zu generieren. Ausgangspunkt bildet daher stets ein „Normgehirn“ bzw. das „durchschnittliche Verhalten“ der Menschen. Für einzelfallbezogene Forschungsansätze bietet die Hirnforschung daher wenig Platz. Hier muss die Hirnforschung durch andere Ansätze und Disziplinen ergänzt werden (z. B. durch ideographische Forschungsansätze).

Weiterhin ist zu beachten, dass die Hirnforschung – als Teil der Naturwissenschaften – einen spezifischen wissenschaftsphilosophischen, erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Zugang aufweist. So fühlen sich viele NeurowissenschaftlerInnen einem Objektivismus verpflichtet, der *per definitionem* Subjektives möglichst auszuschließen versucht. Die Hirnforschung bedient sich daher einer „Dritte-Person-Wissenschaft“, die Geist und Bewusstsein durch einen „Blick von außen“ beschreiben und erklären möchte. Von vielen Seiten (klassisch Nagel 1974) wurde eingewendet, dass für eine umfassende Beschreibung des Bewusstseins auch die Innenperspektive („Erste-Person-Perspektive“) – mit all ihrer Vielfalt und ihren Qualitäten – notwendig ist (für eine Entgegnung siehe Dennett 2007). Viele Ansätze der Sozialen Arbeit bevorzugen Forschungsfragen, die die subjektive Perspektive bzw. die Lebenswelt der Menschen berücksichtigen, nicht zuletzt um der Subjektivität, dem Willen, den Wünschen und dem Leiden der betroffenen Personen gerecht werden zu können. Die Bezugnahme auf die Erste-Person-Perspektive in der Sozialen Arbeit kann daher *nicht* durch einen *ausschließlich* objektiven Blick „von außen“ ersetzt werden.

Thematische/theoretische Ausrichtung und Menschenbild

Die Neurowissenschaften fokussierten in ihrer inhaltlichen Ausrichtung sehr auf das Individuum (und den neuronalen Prozessen). Dabei vernachlässigten sie in vielen Fällen umweltbezogene Kontextfaktoren (z. B. soziale oder gesellschaftliche Einflussfaktoren). Dies liegt u. a. daran, dass im Labor komplexe Alltagssituationen nicht nachgestellt werden können, da man nicht beliebig viele Bedingungen experimentell kontrollieren kann. Hier ergibt sich das Problem der externen Validität experimentell generierter Erkenntnisse.

Außerdem führt der Fokus auf das Individuum dazu, dass Probleme tendenziell in das Individuum hinein verlegt werden. Einer Pathologisierung sozialer Probleme und die Bekämpfung dieser mit biologischen Mitteln (z. B. mit Medikamenten) könnte dadurch Vorschub geleistet werden. Um dies zu vermeiden, erscheinen multidimensionale Konzepte – wie z. B. das biopsychosoziale Modell – hilfreich zu sein, die auch andere Dimensionen – wie das Personelle, Soziale und Gesellschaftliche – mit einbeziehen.

Die Hirnforschung stellt keine völlig einheitliche Disziplin dar. Es gibt auch in den Neurowissenschaften verschiedene Ansätze und Hintergrundtheorien, die – teils implizit, teils explizit – bestimmte Annahmen über die „Natur des Menschen“ beinhalten und auf deren Grundlage Ergebnisse der Hirnforschung unterschiedlich „gelesen“ werden können. D. h., es kommt bei der Interpretation neurowissenschaftlicher Erkenntnisse stets darauf an, wie diese „gerahmt“ werden. Hierzu ein Beispiel: In der Psychologie und den Neurowissenschaften werden bereits seit einiger Zeit die neuronalen Grundlagen der sozialen Kognition, des Fremdverstehens und der Empathie erforscht (für einen Überblick siehe z. B. Lieberman 2007). Nun können die Erkenntnisse dieser Forschung mit unterschiedlichen Hintergrundtheorien „angereichert“ werden. Im Kontext

evolutionstheoretischer Überlegungen genießt die „Social brain-Hypothese“ großes Ansehen. Diese These besagt, dass das Primatengehirn aufgrund der kognitiven Anforderungen, die durch das Leben in Paarbeziehungen bzw. größeren Gruppen entstehen, einem starken Selektionsdruck hin zu größeren und komplexeren Gehirnen ausgesetzt waren (vgl. Dunbar 1998). Nun gibt es zu dieser These verschiedene evolutionstheoretische Überlegungen: (a) Die „machiavellische Intelligenz-Hypothese“ besagt, dass sich unser großes Gehirn aufgrund der Notwendigkeit zu kompetitiven und manipulativen Verhalten (z. B. Täuschung, Manipulation) entwickelt hat. (b) Eine nahezu entgegengesetzte Theorie postuliert hingegen, dass Kooperation, Kommunikation und Empathie die Motoren dieser evolutionären Entwicklung waren – also Eigenschaften, denen man heute sehr positiv gegenüber steht. Nun wird kein/e NeurowissenschaftlerIn bestreiten, dass Menschen zu beidem – sowohl zu kompetitivem als auch kooperativem Verhalten – fähig sind. Es ist jedoch anzunehmen, dass die Präferenz für eine der beiden Theorien dazu führt, eine bestimmte Seite des menschlichen „Wesens“ zu betonen. Besonders deutlich wird dies in populären Veröffentlichungen. So äußert der Psychiater und Psychotherapeut Joachim Bauer (2006) auf der Grundlage der Theorie der Spiegelneuronen die Vermutung, dass das evolutionäre Prinzip „survival of the fittest“ durch ein „*eigenständiges* biologisches Kernmotiv [...] nach Passung, Spiegelung und Abstimmung zwischen biologischen Systemen“ (ebd., 173, Hervorhebung im Original) ergänzt werden muss. Diese Schlussfolgerung scheint maßgeblich von seiner Interpretation bzw. „Rahmung“ neurowissenschaftlicher Erkenntnisse – die jener in (b) sehr ähnlich ist – getragen zu sein. Würde man zur Interpretation dieser Erkenntnisse hingegen die „machiavellische Intelligenz-Hypothese“ heranziehen, käme man wohl zu anderen Schlüssen – wie zu jenen unter (a).

Resümee

Neurowissenschaftliche Erkenntnisse können die Theorien und die Praxis der Sozialen Arbeit bereichern – z. B. durch ihren Beitrag zu Lerntheorien und zur Erklärung psychischer Erkrankungen. Der hier gegebene Überblick hat jedoch gezeigt, dass in der Auseinandersetzung mit neurowissenschaftlichen Erkenntnissen eine Vielzahl von philosophischen, theoretischen und methodischen Aspekten berücksichtigt werden muss. Viele der aufgeworfenen Probleme und Fragen werden derzeit umfassend und differenziert diskutiert. Eindeutige Lösungen gibt es zumeist nicht. Die Soziale Arbeit muss daher nicht nur die Detailkenntnisse der Neurowissenschaften, sondern auch die zugrunde liegenden philosophischen und theoretischen Annahmen der Neurowissenschaften einer kritischen Reflexion unterziehen.

Literatur

- Bartosch U. & Loew S. (Hrsg.) (2008). *Neurowissenschaft und Soziale Arbeit: Von der Hirnforschung lernen?* Wernberg-Köblitz.
- Bauer J. (2006). *Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone*. 13. Auflage. München.
- Baumann M. (2008). Macht Hirnforschung Schule? Schön wär's! In: *Gehirn & Geist*, 2, 67.
- Becker N. (2008). Der Mensch denkt, das Gehirn lenkt. In: Bartosch U. & Loew S. (Hrsg.) (2008), 65-79.
- Beckermann A. (2008). *Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes*. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Berlin.
- Bennett C. M. & Miller M. B. (2010). How reliable are the results from functional magnetic resonance imaging? In: *Annals of the New York Academy of Sciences*, 1191, 133-155.
- Bennett M. & Hacker P. (2010). Die philosophischen Grundlagen der Neurowissenschaft. In: Bennett, M., D. Dennett, P. Hacker & Sealre J. (2010). *Neurowissenschaft und Philosophie. Gehirn, Geist und Sprache*. Berlin, 15-76.
- Brakemeier E.-L., C. Normann & Berger M. (2008). *Ätiopathogenese der unipolaren Depression. Neurobiologische und psychosoziale Faktoren*. In: *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 51, 379-391.
- Camerer C. F., G. Loewenstein & Prelec D. (2004). Neuroeconomics: Why Economics needs brains. *Scandinavian Journal of Economics*, 106, 555-579.
- Caspi A. & Moffitt T. E. (2006). Gene-environment interactions in psychiatry: joining forces with neuroscience. In: *Nature Reviews Neuroscience*, 7, 583-590.
- Chalmers D. J. (2002). Bewusstsein und sein Platz in der Natur. In: Metzinger T. (Hrsg.) (2007). *Grundkurs Philosophie des Geistes. Band 1: Phänomenales Bewusstsein*. Paderborn, 119-175.
- Chalmers D. J. (1995). Das schwierige Problem des Bewusstseins. In: Esken F. & Heckmann D. (Hrsg.) (1998). *Bewusstsein und Repräsentation*. Paderborn, 221-254.
- Chalmers D. J. (2000). What is a neural correlate of consciousness? In: Metzinger T. (Hrsg.) (2000). *Neural Correlates of Consciousness: Conceptual and Empirical Questions*. Cambridge, Massachusetts, 17-40.
- Churchland P. M. (1981). Eliminativer Materialismus und propositionale Einstellungen. In: Metzinger T. (Hrsg.) (2007). *Grundkurs Philosophie des Geistes. Band 2: Das Leib-Seele-Problem*. Paderborn, 297-319.
- Dennett D. (2010). Philosophie als naive Ethnologie. In: Bennett M., D. Dennett, P. Hacker & Sealre J. (2010). *Neurowissenschaft und Philosophie. Gehirn, Geist und Sprache*. Berlin, 105-138.
- Dennett D. (2007). *Süße Träume. Die Erforschung des Bewusstseins und der Schlaf der Philosophie*. Frankfurt am Main.
- Dunbar R. I. M. (1998). The Social Brain Hypothesis. In: *Evolutionary Anthropology*, 6, 178-190.
- Elger C. E., A. D. Friederici, C. Koch et al. (2004). Das Manifest. Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. In: *Gehirn & Geist*, 6, 30-37.
- Fuchs T. (2005). Ökologie des Geistes. Eine systemische Sichtweise für Psychiatrie und Psychotherapie. In: *Der Nervenarzt*, 76, 1-10.
- Gruber D. (2010). Soziologie und Neurowissenschaft: über die Komplementarität zweier Beschreibungsebenen. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 4, 3-24.
- Hermann U. (Hrsg.) (2009). *Neurodidaktik. Grundlagen und Vorschläge für gehirngerechtes Lehren und Lernen*. 2., erweiterte Auflage. Weinheim.
- Jackson F. (1982). Epiphenomenal qualia. In: *Philosophical Quarterly*, 32, 127-136.
- Janich P. (2009). *Kein neues Menschenbild. Zur Sprache der Hirnforschung*. Frankfurt am Main.
- Kim J. (2005). *Physicalism, Or Something Near Enough*. Princeton.
- Levine J. (1983). Materialismus und Qualia: Die explanatorische Lücke. In: Pauen M. & Stephan A. (Hrsg.) (2002). *Phänomenales Bewusstsein - Rückkehr zur Identitätstheorie?* Paderborn, 91-103.
- Lieberman M. D. (2007). Social Cognitive Neuroscience: A Review of Core Processes. *Annual Review of Psychology*, 58, 259-289.
- Mayntz R. (2006). Einladung zum Schattenboxen. Die Soziologie und die moderne Biologie. Verfügbar unter: http://edoc.vifap.de/opus/volltexte/2007/40/pdf/dp06_7.pdf (Zugriff am 21. September 2012).
- Nagel T. (1974). Wie ist es, eine Fledermaus zu sein? In: Bieri P. (Hrsg.) (2007). *Analytische Philosophie des Geistes*. 4., neu ausgestattete Auflage. Weinheim, 261-277.
- Poldrack R. A. (2008). The role of fMRI in Cognitive Neuroscience: Where do we stand? In: *Current Opinion in Neurobiology*, 18, 223-227.
- Popper K. R. & Eccles J. C. (1982). *Das Ich und sein Gehirn*. München.
- Salby J. (2011). Perspektiven einer kritischen Philosophie der Neurowissenschaften. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 59, 375-390.
- Weisberg D. S., F. C. Keil, J. Goodstein, E. Rawson & Gray J. R. (2008). The Seductive Allure of Neuroscience Explanations. In: *Journal of Cognitive Neuroscience*, 20, 470-477.
- ³ Diese These von Bennett und Hacker (2010) wird in Zweifel gezogen. Dennett (2010) erscheint die kritisierte Sprechweise als legitim, da sie die Strategie verfolgt, eine Person in Teilpersonen – sogenannte Homunkuli – zu zerlegen, die einen Teil der Fähigkeiten eines Individuums widerspiegeln. Eine ähnliche Position vertritt der Ansatz der „NCCs“ („neural correlates of consciousness“). Dieser versucht minimal hinreichende neuronale Prozesse, die mit entsprechenden bewussten Zuständen (Zustände des Hintergrundbewusstseins oder Zustände mit spezifischem Inhalt) korrelieren, zu isolieren bzw. zu identifizieren (vgl. z. B. Chalmers 2000).
- ⁴ Die Debatte um die Identifikation psychologischer/personenbezogener und neurowissenschaftlicher Begriffe steht im engen Zusammenhang mit dem Ausdruck der begrifflichen/semantischen Reduktion. Im Rahmen der Geist-Gehirn-Debatte gibt es verschiedene „Zukunftsszenarien“ über die Reduktion von psychologischen auf neurowissenschaftlichen Beschreibungen; hier sollen drei erwähnt werden: (a) „smooth reduction“; es wird gelingen, psychologische und neurowissenschaftliche Begriffe und Theorien zu identifizieren, so dass sich beide Beschreibungen gegenseitig bestätigen (z. B. Kim 2005); (b) „eliminativer Reduktionismus/Materialismus“: die Erfolge der Naturwissenschaften werden die psychologischen Beschreibungen und v. a. die Alltagspsychologie als „falsch“ entlarven und eliminieren (z. B. Churchland 1981); (c) theoretische Unabhängigkeit/Irreduzibilität: z. B. dualistische Konzeptionen.
- ⁵ In der „analytischen Philosophie des Geistes“ gibt es zahlreiche Versuche, das ontologische Verhältnis zwischen Geist und Gehirn begrifflich und theoretisch zu klären. Prominent sind in letzter Zeit v. a. naturalistische Positionen nicht reduktiver Spielart, wie z. B. „Emergenz-“, „Supervenienz-“ und „Realisierungstheorien“ (für einen Überblick siehe Beckermann 2008).
- ⁶ Experimente weisen darauf hin, dass Publikationen, die mit neurowissenschaftlichen Informationen versehen sind (unabhängig davon, ob diese von Relevanz sind) das Urteil von Nicht-Experten maßgeblich beeinflussen (z. B. Weisberg et al. 2008).
- ⁷ Durch die Korrelation von Kognition bzw. Verhalten, das während eines Experiments gezeigt wird, und der dabei beobachteten neuronalen Aktivität (z. B. durch fMRT-Untersuchungen) wird versucht die funktionale Rolle von Gehirnregionen/Modulen zu erschließen. Dieser Schluss von beobachteten Prozessen auf ihre Funktionalität beruht auf methodischen und theoretischen Vorannahmen (z. B. dass jede abstrakte Fähigkeit in kleinere funktionale Einheiten zerlegbar ist), auf Vergleichen mit Kontrollgruppen (bzw. –situation) und bisherigen Erkenntnissen etc. Bei der „Interpretation“ von fMRI-Ergebnissen ist daher einiges zu beachten: Poldrack (2008) weist beispielsweise darauf hin, dass aus der Korrelation von Aufgabe und neuronaler Prozesse nicht entschieden werden kann, ob die beobachteten Aktivierungsmuster notwendig oder hinreichend für eine bestimmte (kognitive) Leistung sind. Des Weiteren kann eine Aufgabe in vielen Fällen durch verschiedene neuronale Mechanismen realisiert werden. Auch sind viele psychologische Konzepte nicht eins zu eins auf die Gehirnprozesse „umlegbar“.

Mag. Dominik Gruber, Bakk. phil., geb. 1983 in Schwarzach/Pg.; Studium der Soziologie, Pädagogik, Philosophie (laufend), Diplom in Soziologie 2010 (Universität Salzburg); wissenschaftlicher Mitarbeiter bei „pro mente praevention – Institut für seelische Gesundheitsförderung, Abteilung Forschung von pro mente austria“.



Soziale Arbeit und Gehirn - eine Lesereise

Text: Mag. (FH) Josef Schörghofer, DSA

Mit meiner Lesereise stelle ich eine subjektive Auswahl von Büchern und hier wiederum einzelne Kapitel daraus vor, die mir zum Thema Soziale Arbeit und Gehirn vergnügliche und erkenntnisreiche Stunden bereitet haben.



Beginnen möchte ich mit **Werner Vogd: „Gehirn und Gesellschaft“**.

Vogd, Soziologe (geb. 1963, seit 2008 Professor auf dem Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Witten/Herdecke), weist in der Einleitung seines Buches auf die Unterschiede der Beobachtungen von Sozial- und NaturwissenschaftlerInnen hin, wenn sie auf das Gehirn schauen: „*Erstere entdecken Diskurse und Diskursformationen, wie über das Gehirn gesprochen wird. [...] Der Naturwissenschaftler hat demgegenüber keine kommunikativen, sondern dingliche Phänomene zum Gegenstand.*“ (2010: 16).

Kurz vorgestellt, zu meinem Thema passend, will ich das erste von fünf Kapiteln näher ausführen. In diesem spannt er unter dem Übertitel „die gesellschaftliche Reflexion der Gehirnforschung“ den Bogen von der Polykontextualität (einer mehrwertigen, nicht-aristotelischen Logik, die auf komplexe Ordnungsverhältnisse hinweist, entsprechend denen je nach

Standort bzw. Systemreferenz andere Kausalitäten gelten können [Ebda: 33f].), über die Themen Recht, Medizin, Erziehung, Massenmedien, Politik, Wirtschaft, Religion und Wissenschaft. Viele der hier bearbeiteten Funktionssysteme sind Bezugswissenschaften und anderweitig relevant für die Soziale Arbeit. In Luhmannscher Tradition stellt der Autor zunächst grundlegende Überlegungen zu den Charakteristika der jeweiligen Funktionssysteme an „[...] *um danach deren Reflexionsverhältnisse zu den Neurowissenschaften nachzuzeichnen*“ (ebda: 32). Wie ein roter Faden zieht sich dabei durch, dass es immer (auch) um die Frage nach dem „freien Willen“ des Menschen geht, wobei der Autor nicht **gegen** die Hirnforschung argumentiert. Er stellt die Ergebnisse multiperspektivisch dar, kritisiert dabei trivialisierende Populärvarianten von Rezeptionen, welche die Gesellschaft tilgen und sieht die Forderung nach Multiperspektivität nicht als Einwand gegen, sondern **für** die Hirnforschung (vgl. Ebda: 26f).

Somit, soviel sei vorangestellt, eignet sich die Lektüre dieses Buches auch sehr gut als „Schutzimpfung gegen eine triviale Biologisierung des Sozialen“.¹

Exemplarisch wird hier das Unterkapitel I.2. Recht (vgl. ebda: 53ff) kurz angerissen:

Wenn alles Verhalten als neurophysiologische Prozesse determiniert betrachtet wird, muss der Wille – die Volition – als Illusion betrachtet werden. Prominent wird dieser As-

pekt im Diskurs Hirnforschung – Recht am Beispiel der Frage nach der Schuld(fähigkeit) abgehandelt. Vogd attestiert, dass im System Recht diese Frage eher eine marginale Rolle spielt, denn „*der Normalfall der bürgerlichen Gesellschaft ist die Vertragsfähigkeit mündiger Bürger, die als Konstrukt vorausgesetzt werden muss*“ (Ebda: 73). Verträge fußen auf Willenserklärungen, somit kann das Zivilrecht nicht auf den Willen verzichten.

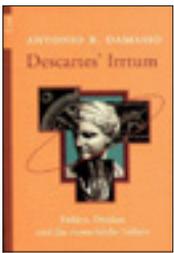
Vogd führt hier im Sinne gesellschaftlicher Funktionssysteme aus, dass das Recht als eigenständiges Funktionssystem als autonome Reflexionsinstanz agiert und argumentiert und gleichzeitig auch entscheidet wie, in Bezug auf die eigenen Programme und Texte, diese jeweils anzuwenden sind. „*Für das Recht ist die Willensfreiheit hiermit keine (herv. v. d. Autor) wissenschaftliche oder medizinische Frage*..“ (Ebda: 62).

Der Autor attestiert jedoch, dass es ob der Ergebnisse der Hirnforschung Sinn machen könnte, die Grenzen dessen zu verschieben, wer als eine rechtsfähige Person erachtet wird, wie viel an Personenrechten zu- oder aberkannt werden soll. Außer Frage steht jedoch, dass das Recht und die Gesellschaft „die Person“² braucht. Hier agiert das Recht im Spannungsverhältnis zwischen dem auf die Person zielende Rechte und auf die innere Ordnung zielende Innenpolitik. Somit wäre, so der Autor das Kapitel abschließend „... *dann der eigentliche Gegenspieler des Rechts weniger die Gehirnforschung denn die Politik*“ (Ebda: 74).



Michael Madeja legt in seinem Buch: „**Das kleine Buch vom Gehirn. Reiseführer in ein unbekanntes Land**“ auf sehr unterhaltsame Weise die Grundlagen des Aufbaus und der Funktion des Gehirns dar.

Madeja (geb. 1962, Arzt, Professor am Fachbereich Medizin der Goethe Universität Frankfurt am Main) tut dies ohne Verwendung von Fachbegriffen (im Text gibt es Fußnoten, die auf neurowissenschaftliche Fachbegriffe hinweisen, die dann im Glossar und Index im Anhang des Buches prägnant definiert angeführt sind und erklärt werden). Er verwendet sehr viele, z.T. humorige Vergleiche aus dem Alltag, womit das Buch die Scheu vor der Materie nimmt und ohne jegliche Vorkenntnis gelesen werden kann. Ob des exzellenten Aufbaus des Buches und der Beispiele, die an die Alltagserfahrungen der LeserInnen anknüpfen, ist der Erkenntnisgewinn leicht und mit Freude zu erlesen.



Antonio R. Damasio, ist David Dornsife, Professor für Neurowissenschaften, Neurologie und Psychologie und Direktor am Brain and Creativity Institute an der University of Southern California.

In seinem Werk: „**Descartes Irrtum, Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn**“, beschäftigt er sich mit dem zentralen Thema der Beziehung zwischen Gefühl und Denken. Dabei geht der Autor auch der Hypothese (der somatischen Marker) nach, dass das Gefühl in das Denken eingebun-

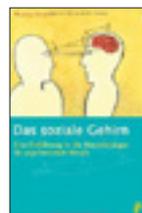
den ist und die Denkprozesse eher fördert als stört (vgl. Damasio 2006: III). Im ganzen Buch führt er aus, und bringt anschauliche Beispiele dafür, dass „...es hinter den erhabensten menschlichen Handlungen biologische Mechanismen gibt, bedeutet nicht, dass man sie vereinfachend auf neurobiologische Grundvorgänge zurückführen kann (Ebda: 176).

Damasio führt viele neurologische Forschungsergebnisse an, die beweisen, dass ohne Gefühl kein vernünftiges Handeln möglich ist und weist auch auf die Einheit Geist/Körper hin. Damit widerspricht er Descartes Dualismus von Geist und Materie.



Michael Lux (Neuropsychologe und Personenzentrierter Psychotherapeut) verbindet in seinem Buch: „**Der personenzentrierte Ansatz und die Neurowissenschaften**“ argumentativ-gegenüberstellend neurowissenschaftliche Konzepte mit dem Person zentrierten Ansatz.

Für die Lektüre dieses Buches möchte ich im Besonderen auf das Kapitel über das explizite und implizite Gedächtnis, unter dem besonderen Aspekt der Entwicklung des Selbst, hinweisen.



Thomas Schmitt (geboren 1963, Mediziner, 2004-2005 Vertretungsprofessur für Sozialmedizin an der FH-Darmstadt) leistet mit seinem Buch: „**Das soziale Gehirn. Eine Einführung in die Neurobiologie für psychosoziale Berufe**“ einen Beitrag, neurologisches und neurobiologisches

Wissen für die klinische Arbeit nutzbar zu machen.

Der Bogen des Buches spannt sich über die Geschichte der Hirnforschung zu den Grundlagen aus der Genetik, dem Aufbau und den Funktionen des Gehirns, der Plastizität, der Spiegelung und dem Phänomen Gehirn und Außenwelt.

Darauf aufbauend werden die Störungsbilder, schizophrene Psychose, Angststörungen, depressive und bipolare Störungen, Persönlichkeitsstörungen, ADS, Sucht und Demenz mit Bezug auf die aktuelle Hirnforschung vorgestellt.

Alle Störungsbilder werden differenziert dargestellt und ein jeweils (klinisch sozialarbeiterisch relevantes) Fazit handlungsanleitend vorgestellt. Auch bei Schmitt wird klar, dass es sich beim Gehirn um ein Organ handelt, das auf soziale Beziehungen spezialisiert ist und durch diese geformt ist.



Wolfgang Knopf und Ingrid Walther als Herausgeber von „**Beratung mit Hirn: Neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die Praxis von Supervision und Coaching**“ stellen im Vorwort des Buches fest: „So gibt es wohl kaum eine human-, sozial- oder wirtschaftswissenschaftliche Disziplin, in der Begriffe wie ‚Spiegelneuronen‘, ‚Amygdala‘, ‚Reptilienhirn‘, ‚Neurotransmitter‘ oder ‚Neuroplastizität‘ nicht in aller Munde sind“ (Knopf, Walther: 2010: 8). Dieses Buch, mit den unterschiedlichen Beiträgen, führe ich auch deshalb an, weil ich professionelle Supervision und die Praxis der Sozialen Arbeit unter der Klammer „professionelle Beratung“ sehe und deshalb viele Rezeptionen von Supervision und Coaching auch für die klinische Soziale Arbeit für relevant erachte. Das Buch erwirbt sich den Verdienst,

dass in den Beiträgen versucht wird, den praktischen Implikationen der Ergebnisse der neuropsychologischen als auch neurobiologischen Forschung für den jeweiligen Beratungsprozess nachzugehen.

Auch hier, allen anderen AutorInnen mit ihren sehr eindrücklichen und wertvollen Beiträgen zum Thema ungerichtet (da hier nicht implizit vorgestellt) werdend, weise ich auf meinen Lieblingsbeitrag hin: Siegfried Tatschl (Ebda: 125ff) stellt unter dem Titel: „Im Augenblick“ – Eine Mikroanalyse der Begegnung“ – den „Augen – Blick“ der ersten Begegnung im Beratungskontext nicht nur für SupervisorInnen, sondern auch für alle anderen (klinischen) BeraterInnen kundig und vielfach aufgefächert, handlungsrelevant mit speziellem Focus auf die visuelle Dimension dar. In seiner Mikroanalyse der Begegnung BeraterIn/KlientIn gelingt es ihm vortrefflich den „Augen-Blick“ mit dem Sozialen zu verbinden.



In meinem letzten Literaturhinweis spanne ich den Bogen neuerlich zu Grundsätzlichem im Spannungsverhältnis Natur und Kultur:

Jürgen Kriz (geb. 1944, Studium der Psychologie, Philosophie und Astrophysik, Univ. Prof., Ausbilder in Psychotherapie, u.a. und Jürgen Deecke (geb. 1938, Univ. Prof. Univ. Klinik, Wien) führten im Rahmen der „Wiener Vorlesungen“ (die entsprechende Publikation erschien im Picus –Verlag) unter dem Titel „**Sinnorientiertes Wollen und Handeln zwischen Hirnphysiologie und kultureller Gestaltungsleitung**“ nicht nur Argumente zu den Fragen nach sinnorientiertem Wollen und Handeln, sondern auch zu den viel weiteren grundsätzlichen Fragen der Psycho-

logie zu den Begriffen „Bewusstsein“/ „Willensfreiheit“ (vgl. Kriz, Deecke: 2007: 17) aus. Beide Autoren beziehen sich in ihren Ausführungen auf das Werk von Viktor Frankl.

Hier postuliert Kriz einen Bereich „*der weder einfach der Natur noch der Kultur angehört, [dieser] ist der eigentliche der Psychologie, in dem es um Willen und um Sinn geht. Doch der Sinn, den der Mensch sich und seiner Beziehung zur Welt gibt, kann weder auf naturwissenschaftlich –physiologische Prozesse reduziert, noch im Sozio- Kulturellem aufgelöst werden*“ (ebda: 24).

In der Doppelbotschaft von Sozialisation „werde wie wir“! – „werde ganz du selbst!“ zeigt er das Spannungsfeld von Individuation auf. Seine weiteren Ausführungen zeigen gute Parallelen zur Lebensweltorientierung und den Aufbau von Identität und Lebenswelt durch Narrationen und Metaphern. Ein für Klinische Sozialarbeit lohnendes Handlungs- und Reflexionsfeld Deecke (als Naturwissenschaftler) argumentiert in seinem Teil des Buches: „Freies Wollen und Handeln aus neurophysiologischer Sicht“ dass der „Libet Versuch“ als Experiment zwar richtig, aber in den Schlussfolgerungen falsch sei und untermauert dies mit eigenen Experimenten(reihen). Er sieht den Willen fest im Gehirn festgelegt.

Konsequent weitergedacht, wären wir in einem nächsten Schritt beim Thema „Achtsamkeit und Soziale Arbeit“ und der damit befassten Literatur. Hier möchte ich jedoch vorerst innehalten und hoffe, dass ich den „Leseappetit“ auf die vorgestellten Bücher anregen konnte.

Literatur:

Damasio, Antonio, R. ((2004): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. 7. Auflage 2012. Berlin

Fuchs, Peter (2007): Das Maß aller Dinge. Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen. Weilerswist.

Knopf, Wolfgang, Walther, Ingrid (2010) Beratung mit Hirn. Neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die Praxis von Supervision und Coaching. Wien

Kriz, Jürgen, Deecke, Lüder (2005): Sinnorientiertes Wollen und Handeln zwischen Hirnphysiologie und kultureller Gestaltungsleistung. Wien.

Lux, Michael (2007): Der personenzentrierte Ansatz und die Neurowissenschaften. München

Madeja, Michael (2010): Das kleine Buch vom Gehirn. Reiseführer in ein unbekanntes Land. München.

Schmitt, Thomas (2008): Das soziale Gehirn. Eine Einführung in die Neurobiologie für psychosoziale Berufe. Bonn

Vogd, Werner (2010): Gehirn und Gesellschaft. Weilerswist

Zeitschrift: WIDERSPRÜCHE (1999): Biologisierung des Sozialen. Bielefeld. Heft 71

¹ Als Lektüre sei hier auch das Heft 71 vom März 1999 der WIDERSPRÜCHE - Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich mit dem Titel: „Biologisierung des Sozialen?“ empfohlen

² Empfohlen sei hier zur Vertiefung: FUCHS, Peter (2007): Das Maß aller Dinge. Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen – die derzeit umfangreichste Auseinandersetzung mit dem Menschenbild aus systemtheoretischer Sicht.

Mag. (FH) SCHÖRGHOFER Josef, DSA; Clinical Social Worker, Syst. Fam. Th., (Lehrender) Supervisor (DSG, ÖVS, ÖAS), Lektor FH-Campus Wien (Soziale Arbeit)



Sozialarbeit und Neurobiologie - Bio-psycho-soziale Erklärungsmodelle

Text: Prof. Dr. Gerald Hüther und Dipl. Biologe Jürgen Pils

Erkenntnisse und Beobachtungen aus der Entwicklungsbiologie und der Neurobiologie legen es nahe anzunehmen, dass jeder Mensch mit zwei elementaren Grundbedürfnissen auf die Welt kommt. Das eine Grundbedürfnis äußert sich in dem Wunsch nach Verbundenheit, einer Verbundenheit mit anderen Menschen und mit der unmittelbaren Lebensumwelt, während das andere Grundbedürfnis in dem Streben nach Wachstum und Entwicklung zum Ausdruck kommt, einem Streben nach Wachstum und einer Entwicklung sowohl für sich selbst, als auch für die Gemeinschaft, in welche die betreffende Person hineingeboren wurde. Diese beiden Grundbedürfnisse sind jedoch nicht in Form eines genetischen Programmes vorgezeichnet, sondern sie werden auf der Grundlage tiefgreifender körperlicher und emotionaler Erfahrungen herausgebildet, und haben ihren Ursprung in der biologischen Entwicklung im Mutterleib und der besonderen Form der Ausdifferenzierung unseres einzigartigen, ein Leben lang lern- und anpassungsfähigen Gehirns.

Die frühesten Erfahrungen von inniger Verbundenheit sowie von Wachstum und Entwicklung werden bereits im Mutterleib gemacht und werden vorgeburtlich im Gehirn verankert. Nach der Geburt kommen dann, neben der Mutter, noch weitere Bezugspersonen dazu, die es dem Säugling ermöglichen, seine Bedürfnisse zu stillen. Die Erfahrungen von inniger Verbundenheit sowie von Wachstum

und Entwicklung sind personalisierte Erfahrungen, d.h. sie können nur mit und nur durch die Resonanz von anderen Menschen gemacht werden.

Weil die Erfahrungen von Verbundenheit und Wachstum nur auf der Basis sozialer Beziehungen gemacht werden können, kann auch die Entfaltung der sich aus diesen Erfahrungen herausgebildeten Grundbedürfnisse nur dann gelingen, wenn ein ausreichend verlässliches und beziehungsfähiges soziales Umfeld vorhanden ist. Das ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil der Mensch, im Vergleich zu allen übrigen Spezies, die längste Kindheits- und Jugendphase durchlaufen muss, bis er zunächst seine Geschlechtsreife erlangt und, noch ein paar Jahre später, die nötige soziale Reife herausbilden kann, um als eine erwachsene Person in eine entsprechende soziale Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Diese, in jedem Menschen schon bei der Geburt vorhandenen Grundbedürfnisse bilden die treibende Kraft für den heranwachsenden Menschen, den lang andauernden und komplexen Prozess des Heranwachsens und der Reifung zu durchschreiten, in dem er immer und immer wieder versucht, aus eigenem Antrieb heraus seine Grundbedürfnisse zu stillen. Dies wird ihm umso besser gelingen, je mehr er die Gelegenheit bekommt, seine Bedürfnisse auszudrücken und zu zeigen was er kann. Wir können also davon ausgehen, dass prinzipiell jeder heranwachsende Mensch aus sich selbst heraus danach strebt, immer wieder

neue Erfahrungen zu machen, die ihn in seiner Kompetenz bestätigen sich in der Welt zu recht zu finden, und dass er nach Vorbildern sucht und nach Menschen, mit denen er sich verbunden fühlen und an denen er sich orientieren kann. Und auf „der anderen Seite“ stehen all die Menschen, die als direkte Bezugspersonen, als Betreuer, Lehrer und Mentoren mit ihrer unmittelbaren Präsenz diesen wichtigen Lebensabschnitt begleiten.

Dass dem Erfahrungslernen im sozialen Kontext eine so entscheidende Bedeutung zukommt, merken wir leider auch dadurch, dass in unserer heutigen Zeit, trotz allgemein gestiegenen Wohlstandes und immer zahlreicher werdender Bildungsangebote, die Zahl der „Verweigerer“, der „Gescheiterten“, der sozial auffälligen Jugendlichen und Erwachsenen erschreckend hoch ist und sich offensichtlich auch durch noch so gut gemeinte administrative Maßnahmen nur wenig beeinflussen lässt.

Die Beobachtung, dass ein ausreichendes Erfahrungslernen im sozialen Kontext die notwendige Voraussetzung für die Entwicklung und den Erwerb sozialer Kompetenzen ist, wird auch durch die Erkenntnisse der psychologischen, sozialwissenschaftlichen und neurobiologischen Forschung bestätigt. Wenn es Menschen, aus welchen Gründen auch immer, nicht gelingt, oder sie nur wenig Gelegenheiten dazu hatten, durch Erfahrungslernen ausreichend positive Anregungen zu bekommen um ihre

sozialen Kompetenzen entwickeln zu können, so sollten uns die dargestellten Zusammenhänge zumindest in einer Hinsicht hoffnungsvoll stimmen. Solche Menschen, ob Jugendliche oder Erwachsene, benötigen nichts dringender als die Gelegenheit, neue – und das bedeutet zumeist – andere Erfahrungen machen zu können, als sie bisher machen konnten. Und nach unseren bisherigen Betrachtungen werden diese Erfahrungen solche sein müssen, die dem Menschen ein Gefühl vermitteln und ihm letztlich die Gewissheit verschaffen, mit anderen Menschen verbunden zu sein, in einer Gemeinschaft willkommen zu sein und eigene Fähigkeiten und Stärken leben und entfalten zu dürfen.

Und wer, wenn nicht qualifizierte Sozialarbeiter und engagierte, empathiefähige Menschen werden in der Lage sein, die notwendigen Rahmenbedingungen für eine solche „Zweite Chance“ bereitzustellen und, das sei an dieser Stelle betont, die eigene persönliche Präsenz als Mitmensch und Vorbild dem Lernenden zur Verfügung zu stellen?

Wenn im Sinne einer offenen, freien und demokratischen Gesellschaftsstruktur das Erfahrungslernen für die Persönlichkeitsentwicklung von Menschen gelingen soll, dann muss die Herausforderung für jede Form von Sozialarbeit ganz besonders darin gesehen werden, ihr Führungs- und Mentoring-Potential auch wirklich einbringen zu können, wenn sie nicht Gefahr laufen will, nur auf der Ebene einer „sozialen Verwaltung“ für die Betreuung und Versorgung der Klienten stehen zu bleiben. Das wäre bedauerlich, denn es kann davon ausgegangen werden, dass jede gelungene Persönlichkeitsentwicklung und Potentialentfaltung eines einzelnen Bürgers letztendlich für das Zusammenleben und die Entwicklung einer Gemeinde, einer Kommune oder einer ganzen Gesellschaft die Voraussetzung dafür bildet, dass dort eine „Potentialentfaltung von Gemeinschaften“ möglich wird.

Das, worauf es ankommt, kann nur durch Erfahrungen erworben werden.

Um ihr Leben eigenverantwortlich gestalten und ihre Potenziale in sozialen Gemeinschaften entfalten zu können, müssen alle Menschen lernen, nicht nur die Signale ihres Körpers und die damit einhergehenden Gefühle wahrzunehmen, sie richtig zu verstehen und der Situation angemessen zu regulieren (Affektkontrolle). Sie müssen auch vorausschauend denken und planen können (strategische Kompetenz). Sie müssen lernen zu erkennen, wie ihre Mitmenschen „drauf“ sind, welche Wünsche und Bedürfnisse sie haben (Empathiefähigkeit). Nur so können sie die Folgen ihres Handelns einschätzen (Sozialkompetenz; Handlungskompetenz). Menschen müssen auch lernen, Probleme und Schwierigkeiten in ihrer ganzen Komplexität zu erkennen, d.h. subjektive Einschätzungen und objektive Sachverhalte als voneinander unterscheidbar wahrzunehmen, um beide Aspekte in ihre Handlungsplanung integrieren zu können (Einsichtsfähigkeit und Problemlösungskompetenz). Als hochentwickelte Sozialwesen müssen wir Menschen offensichtlich eine ganze Menge lernen, wenn die Problemlösung fruchtbar, und unser Handeln verantwortungsvoll sein soll, um unser Leben erfolgreich meistern zu können. Diese Fähigkeiten sind uns nicht automatisch in die Wiege gelegt worden. Sie werden Metakompetenzen genannt. Und genau betrachtet, erlernen Kinder und Jugendliche diese Metakompetenzen auch nicht. Sie lassen sich deshalb auch nicht unterrichten, sondern werden durch eigene Erfahrungen erworben.

Deshalb brauchen Heranwachsende möglichst vielfältige Gelegenheiten, um am eigenen Leib spüren zu können, wie es sich einerseits anfühlt, eine Herausforderung zu meistern, seine eigenen Ängste zu „besiegen“, mit Geduld und Ausdauer bei „der Sache“ zu bleiben, Niederlagen zu ertragen und Fehler zu akzeptieren. Und anderer-

seits brauchen sie die Erfahrung, was es bedeutet – und wie sich das anfühlt – miteinander etwas zu entdecken und zu gestalten, füreinander einzustehen und aufeinander Rücksicht zu nehmen. Wenn sie dann noch die Gelegenheit bekommen die Erfahrung zu machen, als eine „einzigartige Person“ gesehen und wertgeschätzt zu werden, dann wäre das Fundament für ein gelingendes Leben gelegt.

Für das Verständnis der menschlichen Persönlichkeitsentwicklung ist es von Bedeutung zu verstehen, dass diese Lernprozesse nur dann die Qualität einer Erfahrung bekommen können, wenn sie in „eigener Regie“, also selbstgewollt, selbstgesucht oder sozusagen „selbstorganisiert“ gemacht wurden. Wem also die Entwicklung dieser „Lebenskompetenzen“ am Herzen liegt, der erkennt sofort, dass es hierfür, neben liebevollen und respektvollen Vorbildern und Begleitern vor allem Räume braucht, in denen diese Erfahrungen gemacht werden können: Erlebnisräume und Freiräume. Deshalb besteht die größte Herausforderung für Eltern, Lernbegleiter und alle therapeutisch tätigen Erwachsenen darin, zur richtigen Zeit und in angemessenem Umfang „loszulassen“, damit solche Freiräume für das Erfahrungslernen auch wirklich entstehen können.

Unser Körper ist keine Maschine und unser Gehirn ist kein Computer

Unser Alltagsleben wird immer mehr von technischen Errungenschaften begleitet und bestimmt, und diese technischen Höchstleistungen können zumeist nur durch ein enormes Fachwissen und unter den Bedingungen von exakten Vorschriften, einem detaillierten Planen und strenger Überwachung beherrscht und gesteuert werden. Offensichtlich haben wir uns schon so an diese Technisierung mit ihren strengen Konsequenzen gewöhnt, dass wir nun auch glauben, diese Bedingungen würden für unser eigentliches Leben genauso bestimm-

mend sein, was zur Folge hat, dass auch unser Denken und Handeln zunehmend mehr von Zielvorgaben und Effizienzerwartungen, von der Vorstellung einer Lenkbarkeit und Machbarkeit bestimmt wird. Die Entwicklung zu einer (technischen) Hochleistungsgesellschaft und in deren Folge die Herausbildung einer Leistungs- und Perfektionskultur bestimmen längst auch unsere Vorstellung und Erwartung bezüglich der Fähigkeiten, die ein Mensch gemeinhin zu erfüllen hat. Wer hier nicht mitziehen kann oder will, steht schnell mit dem Rücken zur Wand oder empfindet sich als „abgehängt, und durch die immer noch stetig steigenden Anforderungen scheint ein späteres Aufholen, ein Wiederanschlusssfinden, auch bei bestem Willen nicht mehr möglich. Eine Leistungs- und Perfektionskultur auf der einen Seite scheint eine Resignations- und Verweigerungskultur auf der anderen Seite zu bedingen. Unter solchen Bedingungen, und mit diesen Einstellungen und Haltungen wird die Kluft in einer Gesellschaft zwangsläufig immer größer werden. Die Vision einer stabilen, freiheitlich orientierten und modernen Gesellschaft sieht anders aus. Mit „böser Absicht“ sind diese Bedingungen sicher nicht herbeigeführt worden. Es scheint so, als haben wir schlicht und einfach über die Begeisterung für den technischen Fortschritt etwas ganz Wesentliches für das Verständnis über uns selbst aus den Augen verloren.

Leben funktioniert nicht. Leben entwickelt und entfaltet sich. Zellverbände und ganze Organismen werden nicht streng nach „Plan“ gebaut, sie organisieren sich selbst. Das, was hier als Bauplan, als genetisches Programm vorgegeben zu sein scheint, ist weit weniger bestimmend für das, was am Ende herauskommt, als wir uns das gemeinhin vorstellen. Aus dem alltäglichen Umgang mit exakt steuerbaren technischen Abläufen heraus haben wir uns von vererbten äußerlichen Ähnlichkeiten dazu verleiten lassen zu glauben, dass auch das gesamte Leben einem Programm gehorchen müsse,

dass sogar wir, unsere Gesundheit, unsere Intelligenz, sogar unser Verhalten von genetischen Bauplänen determiniert seien. Aber so ist es nicht.

Lebewesen, und nicht zuletzt wir Menschen, sind als sogenannte „offene Systeme“ im ständigem Austausch mit der Umwelt. Andauernd verändern sich irgendwelche Bedingungen, und wir selbst führen durch jede Handlung (auch durch Unterlassung) Veränderungen herbei. Das ist die Realität. Daraus folgt, dass nur durch ein Maximum an Flexibilität ein Überleben möglich, nur durch eine größtmögliche Offenheit in den Reaktionen und Verhaltensantworten, lebenslanges Lernen stattfinden kann. Weil ein exakter Plan, der heute noch perfekt ist, sich schon morgen als weitgehend untauglich erweisen kann, hat sich in der Entwicklung der lebendigen Welt das Prinzip der Selbstorganisation durchgesetzt. Die genetische Erbinformation stellt sozusagen einen Pool von Möglichkeiten bereit. Welche dieser Möglichkeiten abgefragt, oder besser, benötigt und umgesetzt werden, wird durch die aktuellen Umgebungs- und Milieubedingungen bestimmt. Das gilt für jede Zellteilung für die Herausbildung unserer Organe und ganz besonders für das menschliche Gehirn.

Unser Gehirn ist geradezu ein Musterbeispiel für das Prinzip der Selbstorganisation. Im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung wurden die bewährten Strukturen und Funktionen der älteren Hirnregionen beibehalten und in die neuen Strukturen integriert. Im Zuge dieser evolutiven Weiterentwicklung, mit der Herausbildung des Neokortex (Großhirnrinde), ist unser Gehirn zu einem einzigartiges Organ geworden, das sich zeitlebens verändern und an seine Nutzung anpassen kann. Das oberste Gebot dieser Weiterentwicklung ist ganz offensichtlich die Bereitstellung einer maximalen Offenheit und das Zurückdrängen festgelegter Programmstrukturen, die eigentlich nur noch für „Notfälle“ bereitgehalten werden.

Das Gehirn organisiert sich selbst

In den letzten zehn Jahren ist es den Hirnforschern vor allem mit Hilfe der sog. bildgebenden Verfahren gelungen nachzuweisen, welche nachhaltigen Einfluss frühe Erfahrungen darauf haben, welche Verschaltungen zwischen den Milliarden Nervenzellen besonders gut gebahnt und stabilisiert, und welche nur unzureichend entwickelt und ausgeformt werden

Neue Erfahrungen die ein Mensch im Laufe seines Lebens macht – und dafür haben die Molekularbiologen inzwischen zahlreiche Belege zusammengetragen – wirken bis auf die Ebene der Gene. Sie führen dazu, dass z.B. Nervenzellen damit beginnen, neue Gensequenzen abzuschreiben und andere stillzulegen. Neue Erfahrungen verändern also die Genexpression. Im Gehirn geschieht das bis in hohe Alter und bildet die Grundlage für die lebenslange Plastizität und Lernfähigkeit dieses Organs. Allerdings machen wir die meisten Erfahrungen nicht am Ende, sondern am Anfang unserer Entwicklung. Während dieser Phase ist die erfahrungsabhängige Neuroplastizität - und damit die erfahrungsabhängige Modulation der Genexpression - zumindest im Gehirn am stärksten ausgeprägt.

Diejenige Hirnregion, in der sich während der frühen Kindheit so besonders intensive Nervenzellkontakte herausbilden und darauf warten, dass sie möglichst komplex benutzt und stabilisiert werden, ist beim Menschen die Hirnrinde, und hier ganz besonders der vordere, zuletzt ausreifende Bereich, der sogenannte Stirnlappen. Die in dieser Region herausgeformten Verschaltungsmuster nutzen wir, wenn wir uns ein Bild von uns selbst und unserer Stellung in der Welt machen wollen (Selbstwirksamkeitskonzepte), wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf bestimmte Wahrnehmungen richten, Handlungen planen und die Folgen von Handlungen abschätzen (Motivation, Impulskontrolle), wenn wir uns in andere Menschen hineinversetzen und Mitgefühl entwickeln

(Empathiefähigkeit, soziale und emotionale Kompetenz). Genau diese Fähigkeiten brauchen Kinder mehr als alles andere, wenn sie sich später in der Schule und im Leben zurechtfinden, lernbereit, wissensdurstig und neugierig bleiben und mit anderen gemeinsam nach brauchbaren Lösungen suchen wollen. Und diese Fähigkeiten braucht jeder Erwachsene, wenn er als aktives Mitglied einer Gemeinschaft, das Leben gestalten will und anstehende Probleme lösen muss. Die für diese Fähigkeiten verantwortlichen hochkomplizierten Nervenzellverschaltungen in ihrem Hirn und dort speziell im Frontallappen stabilisieren sich jedoch nicht von allein. Sie müssen durch eigene Erfahrungen anhand entsprechender Vorbilder herausgeformt und gefestigt werden.

Nur wenn es unter die Haut geht, sind Veränderungen möglich.

Wichtiges erkennt man daran, dass es „unter die Haut geht“, also ein Gefühl auslöst, das mit einer körperlichen Reaktion einhergeht. Im Gehirn kommt es dabei zu einer Aktivierung der sog. emotionalen Zentren. Das sind Gruppen von Nervenzellen im Mittelhirn mit sehr langen und weit verzweigten Fortsätzen. Immer dann, wenn diese Zellen „feuern“, werden an den Enden dieser Fortsätze sog. neuroplastische Botenstoffe freigesetzt. Die wirken auf nachgeschaltete Neuronenverbände bildlich ausgedrückt wie „Dünger“. Sie stimulieren dort die Herstellung von Eiweißen, die für das Auswachsen von Fortsätzen und die Neubildung und Festigung von Nervenzellverknüpfungen gebraucht werden. So werden all jene Vernetzungen im Hirn verstärkt, ausgebaut und gefestigt, die für die erfolgreiche Bewältigung einer Herausforderung, für das Lösen eines Problems, für die Aneignung einer Fähigkeit oder die Verankerung neuen Wissens genutzt, also aktiviert worden sind. Deshalb lernt man alles so schnell, was einem wirklich wichtig ist. Und deshalb kann man sich Mühe geben und üben so viel man will, ohne

dass davon etwas hängen bleibt, wenn einem das, was man da lernen will, was man verstehen möchte, nicht berührt, wenn es einem nicht wirklich wichtig ist.

Diese notwendige „emotionale Aufladung“ (wir können auch von einer subjektiven Bedeutsamkeit sprechen), erlangt der Erwerb neuer Kenntnisse oder neuer Fähigkeiten primär dadurch, dass man es selbst nutzen, sinnvoll einsetzen, gebrauchen kann. Bedeutsam kann aber auch all das werden, was man von anderen Personen übernimmt, die einem selbst aus irgendwelchen Gründen besonders wichtig sind. Bei kleinen Kindern sind das die eigenen Eltern oder andere wichtige Bezugspersonen, später sind es bewunderte Vorbilder und noch später werden es immer stärker eigene Vorstellungen davon, worauf es im Leben ankommt. Auch durch die Androhung von Strafen oder das in Aussicht stellen von Belohnungen lässt sich eine Aktivierung der emotionalen Zentren erreichen, aber was damit im Hirn gefestigt und gestärkt wird, sind dann eben vor allem all jene Vernetzungen, die aktiviert werden, um die Bestrafungen zu vermeiden oder die Belohnungen zu ergattern.

Wenn sich Beziehungen verändern, verändert sich auch das Gehirn

Wenn das Leben als erkenntnisgewinnender Prozess verstanden wird, so ist jeder Mensch auch ein Lernender solange er lebt. Und wenn es beim Lernen, wie die Hirnforscher inzwischen belegen konnten, um die Verankerung von individuell gemachten Beziehungserfahrungen in Form struktureller Beziehungsmuster auf der Ebene neuronaler Netzwerke geht, ist jeder Lernprozess Ausdruck und Resultat einer von einem Menschen gemachten Beziehungserfahrung. Wer sich nicht zu sich selbst, zu anderen Menschen, zu anderen Lebewesen, zu den natürlichen und kulturellen Phänomenen seiner jeweiligen Lebenswelt in Beziehung setzt, kann weder etwas Lernen noch zu irgendeiner Erkennt-

nis über sich selbst oder die ihm umgebende Welt gelangen. Umgekehrt ist das Ausmaß an Wissen, an Erfahrungen, an Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ein Mensch in Form komplexer Netzwerkstrukturen in seinem Gehirn verankern kann, um so größer, je umfassender und vielfältiger das Spektrum all dessen ist, mit dem sich der betreffende Mensch in Beziehung setzt. Weil dieses Spektrum an Beziehungserfahrungen, die ein Mensch beim Hineinwachsen in seine jeweilige Lebenswelt macht oder zu machen in der Lage ist, individuell sehr unterschiedlich ist, entwickeln Menschen auch zwangsläufig mehr oder weniger komplex vernetzte Gehirne.

Mit einem relativ gering vernetzten, relativ einfach strukturierten Gehirn wird ein Mensch kaum in der Lage sein, sich in komplexen Lebenssituationen zurechtzufinden und vielfältige und unterschiedliche Herausforderungen zu meistern. Primäre Aufgabe jeder unterstützender Maßnahme muss es daher sein, solche Menschen einzuladen, zu ermutigen und zu inspirieren, sich wieder neuen Herausforderungen zu stellen, sich wieder neues Wissen und neue Fähigkeiten anzueignen, sich vor allen wieder auf neue Beziehungserfahrungen einzulassen. Nur auf diesem Wege wird er neue Erfahrungen sammeln können, die dann in Form zunehmend komplexer werdender neuronalen Netzwerkstrukturen in seinem Hirn verankert werden. Damit ein Mensch solche neuen, und für ihn günstigen Beziehungserfahrungen machen kann, braucht er andere Menschen, die bereits über ein breites Spektrum an selbst gemachten Erfahrungen verfügen und mit denen er sich emotional verbunden fühlen, die er wertschätzen und die er als Orientierung-bietende Vorbilder für seine eigene Weiterentwicklung akzeptieren kann.

Eingeschränkte Beziehungsfähigkeit als Folge ungeeigneter Problembewältigung.

Jeder Mensch entwickelt und erlernt im Laufe seines Lebens seine eigenen



Strategien zur Lösung von Problemen. Je vielfältiger die Probleme sind, für die eine Lösung gefunden werden muss, desto reichhaltiger werden die Fähigkeiten und Fertigkeiten sein, die dieser Mensch zur Lösung zukünftiger Probleme zur Verfügung hat. Tritt ein Problem auf, so kommt es zur Störung des emotionalen Gleichgewichts. Die Person spürt ein Gefühl von Betroffenheit, ist innerlich aufgewühlt, vielleicht verunsichert. Dann werden im Gehirn tieferliegende Zentren aktiviert und bestimmte Botenstoffe ausgeschüttet, die dazu beitragen, all jene Nervenzellverschaltungen zu festigen und zu stabilisieren, die von der betreffenden Person zur Lösung des Problems und damit zur Wiederherstellung ihres emotionalen Gleichgewichtes besonders intensiv benutzt werden.

Welche Prozesse im Zuge einer solchen Störung des emotionalen Gleichgewichts aktiviert werden und welche langfristigen neuronalen Veränderungen dadurch ausgelöst werden, hängt davon ab, wie jeder für sich ganz individuell die jeweilige Belastungssituation bewertet, d.h. welche Vorerfahrungen beim Versuch der Bewältigung ähnlicher Probleme bereits gemacht worden sind. Entscheidend ist daher weniger das Problem an sich, als vielmehr die subjektive Einschätzung des Betroffenen, ob es in der Folge zu einer kontrollierbaren oder unkontrollierbaren Stressreaktion kommt.

Zu einer kontrollierbaren Stressreaktion kommt es immer dann, wenn die bisher angelegten Verschaltungen im Gehirn zwar prinzipiell zur Beseitigung der Störungen geeignet, aber einfach noch nicht effizient genug sind, diese vollständig und gewissermaßen routinemäßig zu beantworten. Eine derartige Belastung ist besser mit dem Begriff „Herausforderung“ zu beschreiben. Vor allem die verstärkte Ausschüttung sog. neuroplastischer Botenstoffe trägt dazu bei, dass es zu einer Stabilisierung und einer Verbesserung der Effizienz der in die Antwort involvierten neuronalen Verschaltungen kommt. Wiederholt auftretende, kontrollierbare Belastungen (oder besser: Herausforderungen) führen so zu einer sukzessiven Stabilisierung, Bahnung und verbesserten Effizienz der in die Antwort involvierten neuronalen Netzwerke und Verbindungen.

Die Erfahrungen, z.B. erfolgreich eine Herausforderung bewältigt zu haben, werden also in Form bestimmter neuronaler Verschaltungsmuster in unserem Gehirn verankert. Wichtige und häufig gemachte Erfahrungen hinterlassen gewissermaßen eingefahrene Spuren im Gehirn, die unsere Wahrnehmung, unser Denken, Fühlen und Handeln bestimmen und uns auf diese Weise immer wieder zu einer ganz bestimmten Art und Weise der Benutzung unseres Gehirns zwingen. Durch das, was die Hirnforscher „nutzungsabhängige Plastizität“ nennen,

entstehen so aus anfänglich noch sehr labilen Nervenwegen allmählich immer breitere Straßen und – wenn man nicht aufpasst – womöglich gar fest betonierte Autobahnen. Auf denen kann man dann u. U. mit rasanter Geschwindigkeit vorankommen, aber leider führen sie bisweilen in die falsche Richtung.

Wenn eine Belastung auftritt, für die eine Person keine Möglichkeit einer Lösung durch ihr eigenes Handeln sieht, an der sie mit all ihren bisher erworbenen Reaktionen und Strategien scheitert, so kommt es zu einer sog. „unkontrollierbaren Stressreaktion“. Sie ist durch eine langanhaltende Aktivierung kortikaler und limbischer Strukturen sowie des zentralen und peripheren noradrenergen Systems gekennzeichnet, und hat weitreichende Konsequenzen auf die im Gehirn angelegten Verschaltungen. Beobachtungen an Versuchstieren deuten darauf hin, dass die mit unkontrollierbaren Belastungen einhergehenden massiven und langanhaltenden Erhöhungen der Cortisolausschüttung zur Destabilisierung bereits angelegter synaptischer Verbindungen und neuronaler Netzwerke beitragen.

Um den Einklang zwischen sich und der ihn umgebenden Welt herzustellen, kann ein Mensch versuchen, nicht mehr so viel an störenden Einflüssen aus dieser Welt wahrzunehmen. Dazu muss er sich stärker verschließen, sich abwenden und unsensibler gegenüber allem werden, was auf ihn einströmt und was er zu bewältigen außerstande ist. Er wird so in sich gekehrt, der Welt zunehmend fremd und gerät in Gefahr, das zu verlieren, was er für sein Überleben ebenfalls braucht: Die Beziehung zu einer sich immer wieder verändernden Außenwelt, damit die Regelmechanismen zur Aufrechterhaltung seiner inneren Ordnung nicht verkümmern. Er kann auch versuchen, diese ihn störenden und ihn in ihrer Veränderlichkeit immer wieder bedrohenden Einflüsse aus seiner ihn umgebenden Welt unter Kontrolle zu bringen. Dazu muss er

diese seine Welt – und das sind immer die andern Menschen, die ihn durch ihre Aktivitäten, ihre Wünsche, Forderungen und Wirkungen bedrohen – zu beherrschen suchen. Er muss Macht ausüben, die anderen zwingen oder sie mit subtileren Mitteln dazu zu bringen, sich so zu verhalten wie es ihm gefällt. Er wird auf diese Weise hart und rücksichtslos und unsensibel und gerät ebenfalls in Gefahr, in der von ihm nach seinen Maßstäben geschaffenen Welt den lebenswichtigen Kontakt und Austausch mit anderen Menschen zu verlieren.

Personen, die solche einfachen einseitigen Lösungen gefunden haben, halten ihre einmal entwickelten Strategien für allgemeingültiger, als sie in Wirklichkeit sind, und neigen dazu, neue Herausforderungen immer wieder mit den alten, gebahnten Strategien bewältigen zu wollen. Menschen, bei denen solche Autobahnen im Hirn entstanden sind, werden in ihren Haltungen immer rigider, verlieren zunehmend an Flexibilität und stehen sich immer stärker selbst im Wege, wenn es darum geht, nach neuen Lösungen zu suchen.

Auch bestimmte Vorstellungen können sich durch solche Bahnungsprozesse zunehmend verhärten. Ein Beispiel ist das aus dem Maschinenzeitalter stammende Reparaturdenken. Viele Menschen glauben noch immer, dass Gesundheit auf einem besonders hohen Maß an innerer Ordnung beruht und dass Krankheit durch die Störung dieser Ordnung verursacht wird. Sie betrachten den Therapeuten als einen Reparatteur, der abgenutzte Teile identifiziert, wieder in Gang setzt oder, wenn das nicht geht, auswechselt. Ein solcher Patient verhält sich weitgehend passiv. Er meint, irgend etwas in seinem Körper (oder in seinem Gehirn) funktioniert nicht mehr richtig und erwartet vom Arzt eine möglichst rasche und effektive Behebung der aufgetretenen Funktionsstörung. Wenn die Reparatur gelingt, sind beide zufrieden und gehen mit einer gefestigten, wenn gleich nach wie vor falschen Vorstellung über das, was Krankheit ist,

auseinander. Der Rest ist vorprogrammiert: Irgendwann ist der Maschinist am Ende seiner Kunst und der Patient, tief erschüttert in seinem festen Vertrauen, wechselt den Arzt, einmal, zweimal, dreimal, traut am Ende keinem mehr und landet u.U. bei einem Wunderheiler. Der schafft womöglich sogar das Erhoffte und entlässt den Patienten mit einer modifizierten, aber noch immer gleichermaßen falschen Vorstellung von Krankheit. Das Fühlen, Denken und Handeln eines solchen Patienten bleibt nach wie vor bestimmt von der in seinem bisherigen Leben immer wieder gemachten Erfahrung, dass (fast) alles was ihm wichtig, lieb und teuer ist, wenn es einmal nicht mehr funktioniert, prinzipiell wieder repariert werden kann. Dieses für Maschinen gültige Reparaturdenken wurde zeitlebens gebahnt und gefestigt, und es wird sich nicht auflösen, solange immer wieder jemand gefunden werden kann, der - wie auch immer - in der Lage ist, den betreffenden Menschen und alles, was ihm wichtig ist, falls erforderlich, zu „reparieren“.

Auch dieses Beispiel zeigt, dass durch immer wieder eingeschlagene und von vielen Seiten unterstützte einseitige Lösungsstrategien eine zunehmende Verfestigung von Verhaltensweisen gefördert wird, die das Gefühl von Verunsicherung, Angst und Stress eine Zeit lang durchaus abmildern können, aber die zugrunde liegenden Probleme nicht lösen.

Wenn ein Gerät nicht richtig funktioniert, ein Dach Löcher hat, die Farbe der Tapeten unpassend erscheint, die Musik zu laut ist....all das können wir ändern, verbessern, reparieren, bis es so wird, wie wir uns das wünschen, wie es uns gefällt.

Menschen jedoch, kann man nicht ändern. Man kann ihnen auch nicht wirklich etwas beibringen, sie belehren oder gar so formen, wie man sie gerne hätte. Bestenfalls „spielen sie mit“, tun so „als ob“, weil sie keinen anderen Ausweg sehen, oder weil ihnen dieses Wohlverhalten am ungefährlichsten erscheint. In ihrem In-

neren bleiben sie „die Alten“, die sie auch bisher waren.

Mit anzusehen, vor allem aus dem Blickwinkel eines erfahrenen Beobachters, wie manche Menschen so sehr an falschen Vorstellungen festhalten, sich immer tiefer in ihre unheilvollen Verstrickungen verlieren, kann manchmal geradezu unerträglich sein. Und wenn dann der „rettende Ausweg“ für den Betrachter so einfach und naheliegend erscheint, dann ist es nicht weit bis man meint, die betreffende Person vielleicht doch mit einer kleinen, gutgemeinten und schnellen Hilfe auf die richtige Bahn bringen zu können.

Wir wissen jetzt, dass es so nicht geht, das die oft so notwendigen Veränderungen in der „Tiefe“ eines Menschen, in seinem Inneren stattfinden müssen, und dieser Weg braucht Zeit, Geduld und ganz besonders eines, Beziehung. Nur mit dem Angebot dieser therapeutischen, mitmenschlichen oder freundschaftlichen Beziehung wird der Betreffende den Mut und die Zuversicht finden können, sich selbst auf den Weg zu machen um neue Erfahrungen zu sammeln, wie es geht, wieder selbst für Verbundenheit und Freiheit zu sorgen.

Gerald Hüther, Dr. rer. nat. Dr. med. habil. ist Professor für Neurobiologie und leitet die Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung der Psychiatrischen Klinik der Universität Göttingen und des Instituts für Public Health der Universität Mannheim/Heidelberg. Wissenschaftlich befasst er sich mit dem Einfluss früher Erfahrungen auf die Hirnentwicklung, mit den Auswirkungen von Angst und Stress und der Bedeutung emotionaler Reaktionen.

Jürgen Pitz, der Diplombiologe betreibt ein Labor für Stressmessungen. Darüber hinaus ist er als freier Mitarbeiter an der Zentralstelle für Neurobiologische Präventionsforschung in Göttingen tätig.



Kriminalbiologischer respektive neurowissenschaftlicher Wissenstransfer und dessen Praxisrelevanz für die Soziale Arbeit. Ein historischer Kommentar

Text: Mag. Jonathan Kufner, BA

In Anbetracht der Tatsache, dass neurowissenschaftlichen Erkenntnissen und Erklärungsmodellen (in Bezug auf Kriminalität) in den letzten Jahren weitreichende Bedeutung zugeschrieben wird, und, dass mit Blick auf Österreich der diesbezügliche Forschungsstand als marginal zu bezeichnen¹ und keine Beteiligung von sozialarbeiterischer Seite her an diesem Diskurs festzustellen ist, erscheint mir eine gegenwarts- und zukunftsbezogene Reflexion der aktuellen Entwicklungsmuster zum genannten Themenkomplex notwendig zu sein, um zu verdeutlichen, wie ein neurowissenschaftlicher Wissenstransfer bzw. ausschließlegitimierende Diskurse (anscheinend unbenutzt, jedenfalls aber unkommentiert) die Praxis und Theorie der Sozialen Arbeit zu verändern vermögen. Denn es scheint sich eine „essentialistische, ätiologische, biologistische Renaissance [...] nun zu Lasten interaktionistischer Ansätze durchzusetzen. Sie konvergiert mit der seit den 1990er Jahren auch empirisch ablesbaren Wende gesetzgeberischer und praktischer Kriminalpolitik zu „Punitivität“ und Exklusion statt resozialisierender und rehabilitierender Integration“ (Böllinger 2010, 13; vgl. auch Hofinger 2011; Kreis- sl/Steinert 2010; Pilgram/Schlechter 2009; Strasser 2005).

Da im Regelfall Diskussionen zu diesem Themenfeld ahistorisch geführt werden, soll in diesem Beitrag anhand des Beispiels des Vorläufers der modernen Bewährungshilfe - der Schutzaufsicht - aufgezeigt werden, welche möglichen Auswirkungen ein kriminalbiologischer bzw. neurowissenschaftlicher Wissenstransfer auf die Soziale Arbeit haben könnte. Es lässt sich anhand der Schutzaufsichtspraxis für Jugendliche zeigen, dass per Einbeziehung

von kriminalbiologischen, psychiatrischen wie medizinischen Wissensbeständen ein Legitimationskomplex konstruiert wurde, mittels dessen die Fürsorge (neben anderen Disziplinen) als „Grenzschutz gegen Verbrecher“ (Becker 2002, 313 Fn 74) und für die Sicherung der bürgerlichen Ordnung eingesetzt wurde (vgl. Kufner 2012).

Ein historisches Beispiel soll an dieser Stelle weniger dazu dienen, den modernen Neuro- und Biowissenschaften den vielerorts erhobenen Vorwurf eines kruden Determinismus nochmals entgegenzuhalten, auch nicht dem Trugschluss zu erliegen, dass von Seiten neurowissenschaftlicher Vertreter eine Rückkehr zum „Lombrosianismus“ befürwortet wird, viel mehr erscheint mir eine erkenntnisleitende Positionsbestimmung sinnvoll zu sein, wie sie Peter Becker (2010, 108) vornimmt: „*The claims made by neuroscientists to take over the agenda-setting in several policy fields are reminiscent of the situation at the end of the nineteenth century, when anthropologists, psychiatrists, and hygienists became influential figures in social and criminal policy. This is not to say that we can experience today the comeback of Cesare Lombroso [...]. A comparison across time rather allows for the identification of similarities and differences in the interplay between politics, science, and the public. It directs the attention to analytical perspectives that might be obscured by the 'noise'² produced by the most prominent actors in the debate.*“

Gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen der Schutzaufsicht und die Implementierung sozialer Expertise in einem juristisch, medizinisch und kriminalbiologisch dominierten Diskursfeld

Durch weit reichende Erosions- und Transformationsprozesse herkömmlicher kultureller und familiärer Sozialisations- und Integrationsstrukturen als auch einen tiefgreifenden Wandel der Erwerbsarbeitsformen kam es im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einem folgenreichen gesellschaftlichen Umbruch, welcher einen Freisetzungsprozess bedingte, der eine Vielzahl Jugendlicher ihrer Existenzgrundlage beraubte und bislang gültige Handlungsrationitäten zerbrach. Verschränkt war dieses realhistorische Entwicklungsmuster mit einer sich herausbildenden artifiziellen Perspektive auf eine vermeintlich neue und aus den gesellschaftlichen Umwälzungen hervorgegangene Bevölkerungsgruppe der „Jugendlichen“, die unter anderem dazu beitragen sollte, dass vormalig traditionell in der Familie angesiedelte Sicherheitsfunktionen nach und nach in (wohlfahrts-) staatliche Bereiche verlagert wurden. Das aus diesen gesellschaftlichen und bevölkerungspolitischen Missständen abgeleitete Schlagwort jener Zeit war jenes der Verwahrlosung und des Erziehungsnotstandes, wobei vorerst keine oder nur marginale Verantwortungsübernahme und aktive Fürsorge- respektive Sozialpolitikgestaltung von Seiten des Staates erfolgte. In die durch diesen Paradigmenwechsel entstandene Versorgungslücke stießen zunächst religiös motivierte und private Wohltätigkeitsorganisationen vor, die jedoch relativ rasch an die Grenzen ihrer Möglichkeiten kamen und darüber hinaus über weite Strecken unkoordiniert in diesem vielschichtigen Problemfeld agierten, woraus das bereits damals erkannte Dilemma resultierten sollte, dass die privat organisierte Fürsorgelandschaft Armut und Kriminalität zum Teil eher reproduzierten und festschrieben

als das sie diesen Phänomenen entgegenzuwirken vermochte.

Relativ zeitgleich mit der Proklamation eines Erziehungsnotstandes gewann die „Moderne Strafrechtsschule“ (Franz von Liszt) an Bedeutung, deren Vertreter die Ursachen für Verwahrlosung und Kriminalität vorrangig in der Umwelt der Delinquenten und deren Sozialisationsbedingungen verorteten und womit auch eine starke Individualisierungstendenz in der Kriminologie selbst als auch im Strafrecht einherging, was in Verbindung mit erstarkenden internationalen Fachdiskursen und der Etablierung von Kriminalstatistiken zu einer verstärkten Sichtbarwerdung und damit zu einer Fokussierung auf die vorrangig proletarischen, männlichen, in urbanen Räumen lebenden und vermeintlich tendenziell delinquenten Jugendlichen führte. Kriminalität wurde nach der Auffassung der „Modernen Strafrechtsschule“ vorrangig als Produkt von Anlage *und* Umwelt gesetzt, wobei der Zweck der Strafe nicht mehr als Vergeltung und Generalprävention gefasst wurde, sondern darin gesehen wurde, den individuellen Delinquenten vor weiteren Straftaten abzuhalten. Um das gewährleisten zu können, sollte die (Schutz-)Strafe nicht mehr nach der Schwere der Tat, sondern nach der potentiellen Gefährlichkeit des Straffälligen bemessen werden. Es ist aber darauf hinzuweisen, dass die liszt'sche Tätertypologie ebenso die Kategorie der „Unverbesserlichen“ kannte und in diesen Fällen eine „Unschädlichmachung“ auf unbestimmte Zeit per Verwahrungshaft als Mittel der Reaktionswahl galt.

Dieser Wahrnehmungs- bzw. Sensibilisierungsprozess stellte in Kombination mit einer Zuspitzung der sozialen Verhältnisse („Soziale Frage“) die ausschlaggebenden Impulse dar, die die Erziehung in den staatlichen Zwangskontextbereich verlagerten. Konformität sollte nunmehr, nachdem soziale Integration per Lohnarbeit über weite Strecken nicht mehr fruchtete, per Disziplinierung hergestellt werden, was in erster Linie durch Inhaftierung in Zwangs- und Arbeitsanstalten geschehen sollte. Mit dem Schubwesen und die damit einhergehende abrupte Änderung des Lebensmittelpunktes potenzierten sich die obrigkeitstaatlichen Normierungsinstrumentarien. Es wurde offensichtlich, dass post hoc Kri-

minialitätsbekämpfungsstrategien nicht den Zweck der Läuterung, vor allem aber auch nicht den der Resozialisierung und Re-Integration erfüllten. Dass für diese Programmatik bei weitem zu wenige und vor allem wenig geeignete Einrichtungen als auch kein Organisationsgefüge vorhanden waren, führte wiederum dazu, dass sowohl die Fürsorge als auch die Kriminalpolitik einem immensen Präventionscharakter annehmen, was zur Folge haben sollte, dass ein Selektionsapparat per Verwahrungszuschreibungen einsetzte, der eine Kriminalisierung von Armut begründete. Dieser Erkenntnisprozess wurde von einer sich im späten 19. Jahrhundert zunehmend etablierenden interdisziplinären Expertenschaft getragen, die an internationalen Fachdebatten partizipierte und somit einen Abgleich der österreichischen Verhältnisse mit den internationalen erlaubte, aus welchem sich der hiesige theoretische als auch praktische status quo als rückständig, unzeitgemäß und vor allem stark repressiv ausnahm, worin ein weiterer Grund für das Brüchigwerden von tradierten Ideologien und deren konzeptionellen Rahmungen zu sehen ist. Dieses international gespeiste Diskursterrain, welches gleichzeitig den höchst entwickelten und verfügbaren Entwicklungsstand darstellte, bot zahlreiche Marksteine der Kritik und Selbstkorrektur.

Im Zuge dieser Neuausrichtungen rückten zwangsläufig auch die Person des Täters und die Ursachen seines kriminellen Verhaltens in den Fokus der Strafrechtsreformer. Vor diesem Hintergrund wird auch die Installation einer „sozialen Expertenschaft“ verständlich, die das gängige und bis dahin vorrangig medizinisch und juristisch ausgerichtete Erklärungsmodell um eine soziale Dimension erweitern sollte. Aus diesem bevölkerungspolitisch gedeuteten Missstand wurde die kriminalpolitische Innovation der Schutzaufsicht für Jugendliche 1919/1920 installiert und war der Sache nach implementiert worden, um die gerichtlichen Beurteilung von Angeklagten und die sich daran anschließenden korrigierenden Interventionen stärker anhand sozialer Bewertungskriterien ausrichten zu können. Erklärtes Ziel des Rechtsinstituts der Schutzaufsicht war die Rehabilitation und Resozialisierung des „Besserungsfähigen“, der damit zu einem rechtmäßigen

Lebenswandel angeleitet, womit die Rückkehr in geordnete Verhältnisse ermöglicht werden sollte.

Schutzaufsichtsakteure als neue Experten des Sozialen?

Die in den letzten Jahren erschienen Arbeiten zur Geschichte der modernen Kriminalpolitik, beschäftigen sich u.a. genau mit jener Frage, in welchem Verhältnis die Strafpraxis von sozialen bzw. medizinisch-biologischen Bewertungskriterien bestimmt wurde (Schauz 2008a, 100). Wiewohl durch die Vertreter der Reformbewegung der „Modernen Strafrechtsschule“ die komplexe Interaktion zwischen Anlage- und Umweltfaktoren betont wurde, traten kriminalsoziologische Untersuchungen bald hinter kriminalbiologischen zurück. Nach und nach kristallisierte sich die Vorherrschaft der Kriminalbiologie heraus (Wetzell 2010, 317). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob sich durch die Etablierung einer sozialen Expertenschaft das Kräfteverhältnis in dem kriminalbiologisch, medizinisch und juristisch dominierten Praxisfeld veränderte und die Definitionsmacht in Bezug auf den Umgang mit Kriminalität verschob.

In einem größeren Kontext sollte die „soziale Mission der Jugendgerichtshilfe [...] Fragen der Volkswirtschaft, Volkshygiene und Sozialpolitik“ erforschen, um die Auswirkungen des sprunghaften Anstiegs der Jugendkriminalität und die damit einhergehenden „Schäden [aufzuzeigen], die an unserer Volksgesundheit zehren“ (Löhr 1919, 33). Es wurde aus einer bevölkerungspolitischen Perspektive und in diesem Sinne aus einem auf ein effektives „Volksganzes“ abzielendes Argumentationsrepertoire geschöpft, das per Klassifizierung von unverbesserlichen „Gewohnheitsverbrechern“ und umerziehbaren „Gelegenheitsverbrechern“ zwischen produktiven und unproduktiven Bevölkerungseinheiten unterscheiden sollte. Die Selektion von so genannten unverbesserlichen Verbrechern kann als Ausdruck einer neu entstandenen Straffökonomie verstanden werden, die auch von einem breiten gesellschaftlichen Konsens getragen wurde (Schauz 2008a, 119). Auf der Ebene der Fürsorgepolitik wurde die Jugendgerichtshilfe (i.F. JGH) eingesetzt, um der Verwahr-

lösung der Jugend entgegenzutreten. Denn würde die Verwahrlosung eingedämmt werden, hätte man damit auch die sozialpathologischen(sic!) Ursachen der Kriminalität beseitigt (vgl. Kufner 2012, 34). Mit dieser Annahme begründete man eine präventive Zwangserziehung, die bereits vor real eingetretener strafrechtlich relevanter Delinquenz einsetzen sollte (ebd., 87f).³

Auf der praktischen Ebene der Schutzaufsicht und im Kontext der Wiener JGH waren Milieustudien und die Erhebung der sozialen Faktoren ein in die JGH seit Beginn an in den theoretischen Leitlinien eingeschriebenes konstitutives Moment, das die Diagnose- und Prognostätigkeit optimieren sollte. Die soziale Diagnose sollte der Idee nach die ausschließliche Aufgabe der JGH sein, aus der „Anlage Umwelt“ Diskussion gewann man jedoch die Erkenntnis, dass zumeist nicht einzelne Verwahrlosungserscheinungen, sondern ein Verwahrlosungskomplex die Ursache der Delinquenz darstellte. D.h., dass der Diagnosefokus auch auf anderweitige als soziale Kriterien gelegt wurde. Forciert wurde diese Entwicklung durch den Einfluss der psychiatrischen und kriminalbiologischen Erkenntnisse im Allgemeinen und auch durch die enge Zusammenarbeit mit Erwin Lazar im Speziellen, die sich spätestens mit dem Beginn der Ersten Republik intensivierte. In dessen Theoriegebäude zeigte ein Erklärungsstrang nach wie vor in die Richtung vererbter, physischer wie psychischer „Wurzeln der Dissozialität“, insgesamt vertrat er jedoch den Standpunkt, dass psychische, physische und soziale Faktoren als Ursachenkomplex der Verwahrlosung zu identifizieren und auch in ihrer Gesamtheit zu behandeln seien, was sich bereits in den Leitlinien der JGH von 1919 widerspiegelte. In einem der ersten Praxishandbücher heißt es in diesem Sinn: „*Hauptfordernis der Ermittlung ist es klarzustellen, inwieweit Anlage und Vererbung, inwieweit das Milieu auf den Entwicklungsgang des Jugendlichen Einfluß genommen haben*“ oder mit anderen Worten „*die sogenannte soziale Diagnose zu stellen, die sich aus den Erziehungsverhältnissen, der wirtschaftlichen Lage und der Wesensart des Jugendlichen und seiner Familie ergibt*“ (Löhr/Suchanek 1930, 34ff). Akteure der JGH vertraten alsbald die Ansicht, „*dass die Verwahrlosung Jugendlicher und die*

von ihnen begangenen Straftaten ihre Ursache häufig in einer krankhaften Störung des Seelenlebens oder in einer mehr oder weniger großen geistigen Schwäche [...] des Jugendlichen haben“ (Bundesministerium für soziale Verwaltung 1921, 34).

Gleichzeitig wurde auf institutioneller und interdisziplinärer Ebene klare Kompetenzgrenzen zwischen Juristen, Medizinern (Heilpädagogen) und Fürsorgern gezogen. Zum einen durften Fürsorger keinerlei medizinische Diagnosen stellen, mussten aber zugleich den Heilpädagogen zuarbeiten, indem sie bei ihren Erhebungen das „*Augenmerk auf die Gesichtspunkte zu richten [hatten], die für den Arzt von Bedeutung sind*“ (ebd., 35). Zum anderen zählte die Erforschung der strafbaren Handlung selbst dezidiert nicht zu den Aufgaben der Fürsorger. Diese Kompetenzaufteilung in Kombination mit der z.T. vehementen Ablehnung gegen die, weil vermeintlich Kompetenzbereiche überschreitende Funktion der Schutzaufsicht, trug dazu bei, dass sich die Selektions- und Kontrolltätigkeit nahezu ausschließlich auf die gerichtlich vorgegebenen Parameter bezog, jedoch keine pädagogisch fundierte disziplinierte Meinung ausgewiesen und vertreten wurde. Ganz im Gegensatz zu der von Grete Löhr festgehaltenen Intention, dass die „*Erhebung der Jugendgerichtshilfe [...] nicht nur mitmaßgebend für die Beurteilung des Jugendlichen durch den Jugendrichter [sein sollte], sondern [...] auch die Grundlage für alle weiteren Fürsorge- und Erziehungsmaßnahmen [bieten sollte]*“ (Löhr 1919, 36). Die JGH konnte faktisch auf keine ausgereiften institutionellen Strukturen zurückgreifen, befand sich als relativ junge Disziplin der Sozialarbeit und Pädagogik in einer in diesem interdisziplinären Diskursfeld der Deutungshoheit und Expertise der Medizin, Justiz und Kriminalbiologie nachgereihten Position, was in dieser Gesamtheit nur beschränkt als sicherheitsstiftende Ausgangssituation gesehen werden kann und einen möglichen Erklärungsansatz dafür bietet, warum auf traditionelle bzw. disziplin fremde Normierungsschemata – besonders auf die Psychiatrie und Kriminalbiologie – zurückgegriffen wurde. Aus einer diskursanalytischen Perspektive heraus gewinnt diese Lesart an Plausibilität. Expertise gilt dieser Methodologie nach gemeinhin als eine soziale Konstruktion. „*Sie*

wird über Professionalität, Disziplinarität, Sprache, aber auch durch professionellen und disziplinären Status konstruiert und legitimiert. Experten reproduzieren und produzieren Wissen im Diskurs und schreiben damit die Figuration vom Verbrechen aktiv mit. Experten kämpfen auf der Schaubühne des Gerichtssaales um Deutungsmacht über das Verbrechen“ (Grütte 2008, 41f). Mit diesen Gesetzmäßigkeiten vor Augen, erscheint ein Konformitätsdruck auf der JGH selbst gelastet zu sein, der durch Legitimitäts- und Etablierungsbestrebungen anderen machtvollen Disziplinen gegenüber angetrieben wurde, der folgenreiche Konsequenzen für die Praxis bedeuten sollte.

Im Vergleich zu den interdisziplinären Auseinandersetzungen ergibt sich anhand der Quellenlage bzgl. der Betreuungsverhältnisse zwischen Fürsorger und Schützling ein ebenso verqueres Bild. Die Betreuungsverhältnisse erscheinen anhand JGH-Akten weniger Produkte zu sein, die durch die Komplexität der sozialen Wirklichkeit und den Interaktionen zwischen Klienten und Schutzaufsichtsbeamten bedingt waren, deren Inhalt und Erfolg weniger von individuellen Problem- und Bedarfslagen, weniger über einen professionellen Habitus, von fachlichen Kriterien und disziplinären Standards bestimmt waren, sondern die viel mehr entlang alltäglicher Kategorisierung und Typologisierung definiert und mit einer Überbetonung von klischeehaften und vermeintlich schichtspezifischen Generalisierungen bewertet wurden. Dass in diesem Ausmaß auf einen kriminalbiologischen und einen traditionellen Sittlichkeits- und Moralkanon als orientierungs- und handlungsanleitendes Konzept zurückgegriffen wurde, verwundert aufgrund der bereits etablierten und ausformulierten fachlichen Standards und Positionen: wird aber aus der oben beschriebenen interdiskursiven und -disziplinären Verflechtung nachvollziehbar. Um die eigene Deutungsmacht zu etablieren wurde gewissermaßen eine Wissensadaption vorgenommen, um interoperable Übersetzungsschritte hinsichtlich der Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen und dem Gericht implementieren zu können. Die Vermengung von Wissensbeständen und die interdisziplinäre Zerrissenheit werden auch auf der Personalebene der Schutzaufsichtsakteure offensichtlich.

Denn im Regelfall führten dieselben Beamten sowohl die Erhebung als auch die Schutzaufsicht durch, wobei erstere überwiegend anhand von anlagebedingten Indikatoren durchgeführt wurde, zweitens überwiegend anhand von umweltrelevanten Parametern ausgerichtet wurde. Das daraus Rollenkonflikte hinsichtlich der Ermittlungs-, Kontroll- und der Betreuungsfunktion resultierten, die negative Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Fürsorger und Klient hatten, liegt auf der Hand.

D. Schauz (2008a, 119) schreibt über die Verflechtung der Weimarer Gerichtshilfe in diesem interdiskursiven und -disziplinären Feld, dass die „*Furcht vor dem „Gewohnheitsverbrecher“, dessen Existenz wissenschaftlich legitimiert schien, [...] schließlich die Gerichtshilfe neben der Kriminalbiologie zu einem weitem Selektionsinstrument [machte]. Angesichts dieser kriminalpolitischen Interessenskonvergenz verlor die Expertenkonkurrenz letztlich an Bedeutung. In der Argumentation verschränkten sich die medizinische, soziale, moralische und rechtliche Kriterien unauflöslich.*“ Das trifft auch auf die Wiener Schutzaufsichtspraxis zu.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass eine große Kluft zwischen theoretisch-normativen Standards bzw. offizieller Programmatik und einer tendenziell disziplinierenden Praxis bzw. impliziten Zielsetzungen bestand, wobei letztere einem traditionell geprägten sittlich-moralischen Imperativ und kriminalbiologischen Deutungsschemata verhaftet waren. Die JGH agierte sozusagen als Zuarbeiterin, um die Klassifizierung des Verbrechens via sozialer Kriterien zu komplettieren und sprach sich im Zuge dessen auch tlw. für eine Unschädlichmachung per Einweisung in eine Erziehungs- und Arbeitsanstalt aus, so psychosoziale und auf das Milieu abzielende Interventionen undurchführbar schienen.

Aus dieser historischen Skizze lassen sich einige Ähnlichkeiten zu heutigen Entwicklungsmustern ableiten, die im Folgenden exemplarisch aufgezeigt werden sollen:

α) Durch die Einbettung der Fürsorge in ein kriminalbiologisch, medizinisch und juristisch dominiertes Diskurs- und Praxisfeld veränderten sich die professionseigenen Parameter „*im Denken, in*

der Praxis des Denkens und im Denken der Praxis“ (Bauman 2005, 33). In mehreren Schritten wurden eigene Standards, Ziele und die Praxis an disziplin fremden und den eigenen Maßstäben teils zuwiderlaufenden Kriterien ausgerichtet.

Für den heutigen Kontext kann ebenfalls von einer Art „reframing“⁴ gesprochen werden, wenn man bedenkt, dass die neuesten Entwicklungen im Straffälligenbereich von Risikoassessment für Problemgruppen, der Ausrichtung und Unterordnung an ökonomischen Kriterien etc. geprägt sind und welche Konsequenzen damit für die Praxis verbunden sind. Heute sind es wissenschaftliche Disziplinen wie die Neurowissenschaften, die Genetik oder die technische Risikoforschung, die alternative und vermeintlich exakte Deutungskonzepte anbieten (vgl. Pilgram/Schlechter 2009, 369) und alternative Deutungsangebote an die Wand spielen.

β) Es entstand das Bild eines von dem „normalen Bevölkerungskörper“ abweichenden (und identifizierbaren!) Menschentyps (vgl. Burg 2010, 377f). Kriminologen zogen anhand von vermeintlich objektiven wissenschaftlichen Kategorisierungen straffällig gewordener Personen eine klare Trennlinie zwischen ihnen und ihren Objekten (vgl. Becker 2002, 337). Zygmunt Bauman (2005, 87; vgl. auch Rose 2007, 13) schreibt über die Konsequenzen wissenschaftlicher Kategorisierungen, „*daß es aus genau dem Wesen der Praxis, die Wissenschaft genannt wird, folgt [...], daß „die andere Person“ aus dem Blick gerät, sich immer weiter entfernt und daher weniger bedeutsam wird (mit Sicherheit weniger ethisch (Hervorhebung im Original) bedeutsam). Die Reduktion „des Individuums“ auf eine Ziffer [...]*“ könnte nach heutigem Duktus schlichtweg mit einer Reduktion des Individuums auf ein abzuschätzendes und zu verwaltendes Risiko ersetzt werden (vgl. auch Becker 2009, 2010).

γ) Die Vorstellung, dass die Kriminologie des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jhdts. durchwegs deterministisch argumentierte, ist eine fehlgeleitete. Es wurde zwar mehr Gewicht auf Anlage- und Erbfaktoren gelegt, die Theoretiker gingen jedoch mit Zuschreibungen wesentlich vorsichtiger um als die Praktiker, die dieses

Wissen - ebenso wie die Politik - nachträglich als Legitimationsgrundlage heranzog (Wetzell 2008, 2010). Soziale Interventionen galten zwar prinzipiell als sinnvoll, aufgrund der desaströsen gesellschaftlichen Verhältnisse und Fürsorgestrukturen wurden deren Erfolgchancen jedoch tendenziell pessimistisch eingeschätzt bzw. ausschließlich an dem unmittelbaren Einfluss auf die physische Konstitution gemessen (vgl. Becker 2009, 282). Dies galt für sogenannte „besserungsfähige“ Delinquente; durch Änderungen im sozialen Umfeld sollten die sozial-pathologischen Ursachen der Delinquenz behoben werden. Anlagefaktoren selbst galten jedoch als unveränderbar.

Heute dominiert in den Neurowissenschaften die Vorstellung, dass die wesentlichen biologischen Anlagen - die Hirnstrukturen - veränderbar und adaptionsfähig sind. Von Seiten der Neurowissenschaften werden soziale Faktoren eines multifaktoriellen Delinquenzansatzes keineswegs abgelehnt, letztendlich aber in linearkausaler Weise auf hirnorganische Strukturen und Prozesse bezogen (Becker 2010, 115; Hofinger 2011). Daraus werden Argumente abgeleitet, dass jegliche Interventionen an den Hirnstrukturen ansetzen sollen, die schlussendlich zu einem fragwürdigen Wandel von Differenzierungskategorien beitragen (Kufner 2013). Peter Becker (2009, 2010) skizziert in diesem Zusammenhang eine Neuentdeckung des Sozialen, insofern, dass sich kriminalbiologische/neurowissenschaftliche Vertreter damals wie heute einer rhetorischen Strategie bedienten, die zur Folge hatte, dass „*they both [die Vertreter, Anm.d.V.] reduce the social to an environmental category of the individual and his/her brain or nervous system*“ (Becker 2009, 282).

Relevanz der neurowissenschaftlichen Debatte für die sozialarbeiterische Praxis

Veronika Hofinger (2011, 3f.) merkt in ihren Ausführungen zu der aktuellen neurowissenschaftlichen Debatte kritisch an, dass der derzeitige Stand der Neurowissenschaften suggeriere, dass es mittels bildgebender Verfahren, DNA-Analysen, dem Erkennen physiologischer Besonderheiten des Gehirns etc. mittlerweile möglich geworden sei, alles von Dispositionen für kriminelles

Verhalten, Tendenzen zur Aggressivität bis hin zur „kriminellen Persönlichkeit“ herausarbeiten zu können. Diese „*neue Kriminalbiologie [verbinde sich zwar] im Rahmen des Risikodiskurses mit bestehenden Multifaktorenansätzen [...in der es] nicht mehr um „discipline and punish“, sondern um „screen and intervene“ [ginge], [...] die abhängige Variable „Kriminalität“ jedoch kaum problematisiert [werde]. Es wird letztendlich ein sehr unbestimmter Begriff von Kriminalität und „Antisozialität“ verwendet, der wichtige Erkenntnisse aus der sozialwissenschaftlichen Kriminologie nicht zur Kenntnis nimmt*“ (ebd.; vgl. auch Kreissl/Steinert 2010, 179). Eine Parallele findet die soeben skizzierte Individualisierung von biologisch bedingter Delinquenz bspw. nicht nur in der Transformation ehemals sozialer Fragen in biologische, sondern auch in einer allgemeinen Tendenz der Individualisierung, im Zuge dessen keineswegs eine in einem humanistischen Sinne verstandene Förderung individueller Autonomie beabsichtigt ist, vielmehr, dass vormals im Bereich des Wohlfahrtsstaates angesiedelte Aspekte der Verantwortung in zunehmenden Maße individualisiert werden.

Aktualität und Relevanz erfährt das Phänomen neurowissenschaftlich argumentierender Delinquenzansätze insbesondere aus einer differenztheoretischen Perspektive Sozialer Arbeit. Fabian Kessl und Susanne Maurer (2009, 91, 2010a u. b) beschreiben dieser theoretischen Lesart nach Soziale Arbeit als Grenzbearbeiterin, wobei sie deren Funktion in mehrfacher Sicht kennzeichnen: Soziale Arbeit agiert in diesem Konzept „[...] als Akteurin der Grenzziehung und -sicherung ebenso [...] wie als Akteurin der Grenzverschiebung oder gar -überschreitung.“ Die Metapher der Grenze deutet in diesem Zusammenhang gesellschaftliche Kräftefelder und Herrschaftsverhältnisse sowie einen Aushandlungsprozess an, aus dem eine gewisse „Normalitätsbreite“ (Ralser 2010, 136) hervorgeht, die die Basis für Unterscheidungen darstellt. Anders gesprochen: Die Festlegung von Bedürftigkeit, Armut, Unterstützungswürdigkeit und Kriminalität ist gleichermaßen Ausgangspunkt Sozialer Arbeit, die erst dadurch handlungsfähig wird, als auch ein identitätsstiftendes Moment der/des so genannten Norm(alen), in dem „wir“ und „die

anderen“, „konformen“ und „non-konformen“ definitorisch voneinander abgegrenzt werden. Die aus diesem Definitionsprozess resultierenden Argumentationsfiguren - die aktuell vom „gewaltbereiten, männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund“, über „Illegale“, „Asylwerber“ bis hin zum Schlagwort der „neuen Unterschicht“ reichen - fungieren häufig auch als Krisenindikatoren für die allgemeine Gesellschaftsdiagnose als auch -prognose (vgl. Ralser 2010; Schauz 2008b). Dass sowohl diese Problemdefinitionen als auch die daran anknüpfenden Interventionskonzepte nur jeweils in ihren spezifischen gesellschaftlichen und ordnungspolitischen Rahmungen gedacht werden können und im engen Bezug zu den jeweiligen politisch-kulturellen Erwartungen an die Soziale Arbeit stehen, gilt in dieser Debatte (vgl. Kessl/Plößler 2010) ebenso als grundlegend, wie die Tatsache, dass durch das Schaffen von Differenzkategorien wirkmächtige sozialdisziplinierende Praktiken der Ausgrenzung, Stigmatisierung und Normalisierung entstehen. Zumal, wie eingangs erwähnt, aktuell keine sozialarbeiterische Beteiligung an diesem Diskurs auszumachen ist, liegt die Befürchtung nahe, dass die mannigfachen Auswirkungen des „neuroscientific turns“ (Becker 2009, 2010; Rose 2007) unreflektiert zu der Implementierung starrer Differenzkategorien in der sozialarbeiterischen Praxis und somit zu einer weiteren und gerade im Entstehen begriffenen Facette der Ausgrenzungspolitik führen könnten (vgl. Kufner 2013).

Aktuelle und vermeintlich innovativ-kriminalpolitische Strategien und gesellschaftliche Reaktionen auf Delinquenz, finden ihre Wurzeln in bald hundert Jahre alten Modellen; der Ruf nach An- und Einpassung per Disziplinierung stellt keineswegs eine moderne Reformidee dar, ist vielmehr ein zyklisch wiederkehrender und anachronistisch anmutender sozial- und kriminalpolitischer Programmbaustein. Michaela Ralser (2010, 149) schreibt, dass aktuell bzgl. des Ineinandergreifens medikaler und sozialpädagogischer Interventionen Folgendes zu beobachten ist, was mM. ebenso auf die Vermengung neurowissenschaftlicher mit sozialarbeiterischen Ansätze zutrifft: „Die Wandlung der gegenwärtigen sozialen Frage in eine biologische, insofern als der Dis-

kurs ein rationales - die biologische Ausstattung steigerndes - (Gesundheits)Verhalten zur Normalität des Alltagshandeln erklärt [und die] Wandlung der „Gefährdeten in Gefährliche“; insofern als er das Augenmerk von den destruktiven Verhältnissen auf die Destruktionspotentiale der von diesen Betroffenen lenkt und spezifisch vielfach bio-spezifisch rahmt [...]“ (vgl. auch Dzierzbicka 2008, 170ff.; Prainsack 2010, 85; insb. Rose 2007, 40).

Eine Bestandsaufnahme bzgl. des dzt. Stands der Straffälligenhilfe zeigt auf, dass Neurowissenschaften in der Praxis bis dato keine Rolle spielen. Zugleich untermauern die oben angeführten Annahmen die Notwendigkeit einer kritischen Auseinandersetzung mit den potentiellen Folgen einer Ausgrenzungspolitik, die ausschließlich in einem Spektrum agiert, das einerseits von naturwissenschaftlichen „Fakten“ und andererseits von Effektivitätsgesichtspunkten begrenzt wird. Denn es liegt m.E. die Schlussfolgerung nahe, dass nicht nur *faktisch stattfindende* Ausschließungspraktiken reflektiert werden müssen, die Kriminalität als Endprodukt kontrollinstanzlicher Interpretationen setzen und diese wiederum als Ausgangspunkt sozialarbeiterischen Handelns dienen, sondern eben (auch potentielle) *ausschließungslegitimierende Diskurse* (vgl. Stehr 2008, 329).

Ätiologisch ausgerichtete Delinquenzansätze von vornherein abzulehnen ist ebenso falsch wie diese unreflektiert in interaktionistische Konzepte einzugliedern. Eine kritische Auseinandersetzung mit neuen neurowissenschaftlichen Erkenntnissen und Delinquenzmodellen kann jedoch schlechtestenfalls zu einer Verunsicherung bzw. einem Hinterfragen von praktischen Handlungsrationitäten und gängigen Konzepten führen, die - so ist zu hoffen - zu einem Ausbruch aus festgefahrenen Praktiken und „Gedankengefängnissen“ (Stephan Quensel) führen. Die Einführung und Integration neurowissenschaftlicher Narrative und Modelle in sozialarbeiterische Überlegungen als weitere Differenzierungskategorien, kann sicherlich als Chance der Weiterentwicklung begriffen werden, so es keine statischen und linearkausalen Kategorien sind, die weder Mehrdeutigkeit noch Pluralität zulassen und somit einer selbstreflexiven Auseinandersetzung einen Riegel vorschieben. Ein selbstreflexives und

ungeschlossenes Verständnis professioneller Sozialer Arbeit (vgl. Bakic et al. 2008, 2009, 2012; Dewe/Otto 2010; Anhorn 2008; Anhorn/Bettinger 2002a u b) meint hier nicht, blindlings „Modetrends“ in das bestehende Repertoire aufzunehmen, um sich mit einem multifaktoriellen Delinquenzmodell auf der sicheren Seite zu wahren, sondern viel mehr neue Erkenntnisse wahr- und ernst zunehmen, um schließlich die eigene Praxis, die unreflektiert zu (weiteren) Hegemonialisierung und Reproduktion ausschließender und problematisierender Perspektiven führt, beständig, innovativ und kritisch zu hinterfragen.

Literatur

- Anhorn, Roland/Bettinger, Frank (2002a): Keine Chance für die Kritische Kriminologie? Über die mangelnde Bereitschaft von SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen, kritisch-sozialwissenschaftliche Wissensbestände zu rezipieren. In: Anhorn, Roland/Bettinger (Hrsg.) (2002): Kritische Kriminologie und Soziale Arbeit. Impulse für professionelles Selbstverständnis und kritisch-reflexive Handlungskompetenz. Weinheim, 11-27
- Anhorn, Roland/Bettinger Frank (2002b): Vom Nutzen der Kritischen Kriminologie: Bausteine einer Theorie und Praxis kritischer Sozialer Arbeit. In: Anhorn, Roland/Bettinger (Hrsg.) (2002): Kritische Kriminologie und Soziale Arbeit. Impulse für professionelles Selbstverständnis und kritisch-reflexive Handlungskompetenz. Weinheim, 223-257
- Anhorn, Roland (2008): Zur Einleitung: Warum sozialer Ausschluss für Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zum Thema werden muss. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden, 13-49
- Bakic, Josef/Diebäcker, Marc/Hammer, Elisabeth (2008) (Hrsg.): Aktuelle Leitbegriffe der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch. Prag
- Bakic, Josef/Diebäcker, Marc/Hammer, Elisabeth/ (2009): Editorial. In: Kurswechsel 4/09, 3-10
- Bakic, Josef/Diebäcker, Marc/Hammer, Elisabeth (2012): Kritische Soziale Arbeit in Österreich. Kritisch-reflexive Ansprüche in einem fragmentierten Theorie- und Praxisfeld. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelius/Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): Kritik der Sozialen Arbeit - kritische Soziale Arbeit. Wiesbaden
- Bauman, Zygmunt (2005): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg
- Becker, Peter (2002): Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis. Göttingen
- Becker, Peter (2009): New Monsters on the Block? On the Return of Biological Explanations of Crime and Violence. In: Hering Torres/Max S. (Hrsg.): Cuerpos Anómalos. Bogota, 265-299
- Becker, Peter (2010): The Coming of a Neurocentric Age? Neurosciences and the new biology of violence: a historian's comment. In: Medicina & Storia X(19-20),101-128
- Becker, Peter (2012): History and Neurocentric Age. In: Russel, Edmund (Ed.): Environment, Culture, and the Brain. New Explorations in Neurohistory. Rachel Carson Perspectives 6. Munich, 69-74
- Böllinger, Lorenz (2010): Können Menschenbilder von „gefährlichen Menschen“ selbst gefährlich werden? In: Böllinger, Lorenz/Jasch, Michael/Krasmann, Susanne/Pilgram, Arno/Prittowitz, Cornelius/Reinke, Herbert/Rzepka, Dorothea (Hrsg.): Gefährliche Menschenbilder. Biowissenschaften, Gesellschaft und Kriminalität. Baden-Baden, 13-34
- Bundesministerium für Soziale Verwaltung (1921): Praktische Rathschläge für Jugendgerichtshelfer. Wien
- Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe (2010): Reflexive Sozialpädagogik. Grundstrukturen eines neuen Typs. Dienstleistungsorientierten Professionshandlungs. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Sozialer Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden, 197-217
- Dzierzbicka, Agnieszka (2008): Prävention und Disziplinierung. In: Bakic, Josef/Diebäcker, Marc/Hammer, Elisabeth (Hrsg.): Aktuelle
- Leitbegriffe der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch. Prag, 170-184
- Grütte, Melanie (2008): „Murder, they wrote.“ Experten vor dem Strafgericht um 1920. In: Kästner, Alexander/Kesper-Biermann, Sylvia (Hrsg.): Experten und Expertenwissen in der Strafjustiz von der Frühen Neuzeit bis zur Moderne. Dresden, 33-42
- Hofinger, Veronika (2011): Neurobiologische Grundlagen von „Kriminalität“ aus sozialwissenschaftlicher Sicht. IRKS Working Paper NO 11. Wien
- Kessl, Fabian/Maurer, Susanne (2009a): Die >Sicherheit< der Oppositionsposition aufgeben – Kritische Soziale Arbeit als >Grenzbearbeitern<. In: Kurswechsel 3/09, 91-101
- Kessl, Fabian/Maurer, Susanne (2010a): Praktiken der Differenzierung als Praktiken der Grenzbearbeitung. Überlegungen zur Bestimmung Sozialer Arbeit als Grenzbearbeitern. In: Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden, 154-169
- Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (2010b): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen – eine Einleitung. In: dies. (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden, 7-16
- Kreissl, Reinhard/Steinert, Heinz (2010): Neuro-soziale Hybride. Überlegungen zur nicht-reduktionistischen Integration von neuro- und sozialwissenschaftlichen Erklärungsansätzen. In: Böllinger, Lorenz/Jasch, Michael/Krasmann, Susanne/Pilgram, Arno/Prittowitz, Cornelius/Reinke, Herbert/Rzepka, Dorothea (Hrsg.): Gefährliche Menschenbilder. Biowissenschaften, Gesellschaft und Kriminalität. Baden-Baden, 165-185
- Kufner, Jonathan (2012): Schutzaufsicht im Spannungsfeld zwischen Hilfe und Kontrolle. Zugang zur Geschichte der „Bewährungshilfe“ in der 1. Republik am Beispiel Wiens. Univ. Wien (unveröffentlichte Diplomarbeit)
- Kufner, Jonathan (2013): Neurowissenschaftliche Delinquenzmodelle aus differenztheoretischer Perspektive Sozialer Arbeit. Schlaglichter auf eine von sozialarbeiterischer Seite nicht geführte Debatte. In: Becker/Peter (Hrsg.) (i.E)
- Löhr, Grete (1919): Praktische Arbeit im Wirkungskreis der Jugendgerichtshilfe. In: Jugendamt des österreichischen Staatsamtes für soziale Verwaltung (Hrsg.): Jugendgerichtshilfe. Drei Abhandlungen zur Einführung in die Arbeit der Jugendgerichtshilfe. Wien, 32-56
- Löhr, Grete/Suchanek, Viktor (Hrsg.) (1930): Die Jugendgerichtshilfe und ihre praktische Arbeit. Wien
- Pilgram, Arno/Schlechter, Hans-Jörg (2009): Armut und soziale Abweichung. In: Dimmel, Nikolaus/Heitzmann, Karin/Schenk, Martin (Hrsg.): Handbuch Armut in Österreich. Innsbruck, 358-373
- Pilgram, Arno (2010): Gefährliche „Fremde“ und „Eigene“, Kulturalisierung und Naturalisierung in Kriminalitätsdiskursen. In: Böllinger, Lorenz/Jasch, Michael/Krasmann, Susanne/Pilgram, Arno/Prittowitz, Cornelius/Reinke, Herbert/Rzepka, Dorothea (Hrsg.): Gefährliche Menschenbilder. Biowissenschaften, Gesellschaft und Kriminalität. Baden-Baden, 345-355
- Prainsack, Barbara (2010): Kriminelle Körper: Über Bio(a)soziale und uns, die wir über sie schreiben. In: Böllinger, Lorenz/Jasch, Michael/Krasmann, Susanne/Pilgram, Arno/Prittowitz, Cornelius/Reinke, Herbert/Rzepka, Dorothea (Hrsg.): Gefährliche Menschenbilder. Biowissenschaften, Gesellschaft und Kriminalität. Baden-Baden, 83-96
- Ralsler, Michaela (2010): Anschlussfähiges Normalisierungswissen. Untersuchungen im medico-pädagogischen Feld. In: Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden, 135-153
- Rose Nikolas (2007): Politics of Life Itself. Biomedicine, Power and Subjectivity in the Twenty-First Century. Princeton
- Schau, Desiree (2008a): Gerichtshilfe im Dienste der Angeklagten? Soziale Expertise in der Strafjustiz der Weimarer Republik. In: Kästner, Alexander/Kesper-Biermann, Sylvia (Hrsg.): Experten und Expertenwissen in der Strafjustiz von der Frühen Neuzeit bis zur Moderne. Leipzig, 99-119
- Schau, Desiree (2008b): Strafe als moralische Besserung. Eine Geschichte der Straffälligenfürsorge 1777-1933. In: Beyrau, Dietrich/Doering-Manteuffel, Anselm/Raphael, Lutz (Hrsg.): Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit. Band 27. München
- Stehr, Johannes (2008): Soziale Ausschließung durch Kriminalisierung: Anforderungen an eine kritische Soziale Arbeit. In: In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes (Hrsg.): Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden, 319-332
- Strasser, Peter (2005 [1984]): Verbrechermenschen. Zur kriminalwissen-

enschaftlichen Erzeugung des Bösen. Frankfurt am Main

Wetzell, Richard (2008): Die Rolle medizinischer Experten in Strafjustiz und Strafrechtsreformbewegung: Eine Medikalisierung des Strafrechts? In: Kästner, Alexander/Kesper-Biermann (Hrsg.): Experten und Expertenwissen in der Strafjustiz von der Frühen Neuzeit bis zur Moderne. Leipzig, 57-71

Wetzell, Richard F. (2010): Bio-Wissenschaften und Kriminalität: Eine historische Perspektive. In: Böllinger, Lorenz/Jasch, Michael/Krasmann, Susanne/Pilgram, Arno/Prittowitz, Cornelius/Reinke, Herbert/Rzepka, Dorothea (Hrsg.): Gefährliche Menschenbilder. Biowissenschaften, Gesellschaft und Kriminalität. Baden-Baden, 315-328

¹ Ausnahmen stellen diesbezüglich folgende Publikationen dar: Becker 2009, 2010, 2012; Böllinger 2010; Hofinger 2011; Kreissl/Steinert 2010; Kufner 2013; Pilgram 2010; Prainsack 2010; Strasser (2005 [1984]); Wetzell 2010.

² *“Looking at the current discursive and institutional practices from a historical viewpoint, we can easily identify an almost obsessive focus on the philosophical question of the free will. This is the ‘noise’ that cloaks the view on the more substantial issues. Using the rather pejorative term ‘noise’ in referring to this debate is not meant to belittle the efforts of scholars to come to terms with the philosophical implications of the application of neuroscientific arguments in the political field. There are strategically more important points to be raised, however”* (Becker 2010, 108f).

³ Dass nicht nur straffällig gewordene, sondern auch anderweitig delinquente respektive verwahrloste Jugendliche im Kontext der Praxis der Schutzaufsicht nahezu ausnahmslos unter einem problematisierenden Blickwinkel betrachtet wurden, trug nicht nur zu dem Erhalt und einer Verfestigung dieser Perspektive bei, womit parallel auch homogene Typologien jugendlicher geschaffen und damit eine positive Sicht auf Jugendliche verunmöglicht wurde, sondern hatte auch zur Folge, dass diese hegemonialen Verhältnisse reproduziert wurden. Setzt man vor diesem Hintergrund Schutzaufsicht als integralen Bestandteil eines kriminal-, fürsorge-, ordnungs- und machtpolitischen Feldes, scheint der Fokussierung auf spezifische Zielgruppen eine Stellvertreterfunktion zuzukommen, die von strukturellen Mängeln ablenkt, und die Funktion der Schutzaufsicht selbst eine zu einem auf Dauer gestellten (und seine Bedingungen selbst reproduzierenden) Reparatursmechanismus degradierte, zu sein. (Dieser Schlussfolgerung verdanke ich einem 2012 gehaltenen Vortrag von Josef Bakic.)

⁴ *“It is no coincidence that references to biological reflections on the human condition from the fin de siècle reappear in today’s neurotalk. They are both indebted to an evolutionary narrative and to a strategy of reframing problems on biological terms.”* (Becker 2012, 69)

Mag. Jonathan Kufner, BA, hat Geschichte und Soziale Arbeit in Wien studiert, ist seit Herbst 2012 als Sozialarbeiter in der JA Stein angestellt und seit einigen Jahren bei Neustart als ehrenamtlicher Bewährungshelfer tätig.

Info



Rezension von DSA Tina Füchselbauer

**Bedingungsloses
Grundeinkommen.**
Karl Reitter, Wien.

mandelbaum kritik & utopie. 2012. 104 Seiten

Angesichts ermüdender Diskussionen über die bedarfsorientierte Mindestsicherung ist es an der Zeit, sich als Sozialarbeiter*in wieder einmal mit richtig guten Ideen gegen Armut und für gesellschaftliche Veränderungen zu beschäftigen. Das im Mandelbaum Verlag in der Reihe INTRO erschienene Buch von Karl Reitter zum Bedingungslosen Grundeinkommen bietet dazu Gelegenheit. Reitter stellt gleich zu Beginn seiner Einstiegslektüre fest, dass das Bedingungslose Grundeinkommen mehr als ein Mittel zur Armutsbekämpfung ist. Das Grundeinkommen verspricht Freiheit. Aufmerksame Leser*innen werden da misstrauisch, denn mit dem schönen F-Wort werben schließlich auch neoliberale Politiker*innen. Nach rund drei Jahrzehnten Neoliberalismus ist klar, dass die Lebensbedingungen härter, die Arbeitswelt prekärer und damit die Wahlmöglichkeiten de facto geringer geworden sind. Mit der Freiheit, die das Grundeinkommen verspricht, ist aber etwas anderes gemeint. Es geht um die Freiheit, „nein“ sagen zu können: „Nein!“ zu Erwerbsarbeit, die wir nicht wollen, „Nein!“ zu Ausbeutung am Arbeitsplatz und „Ja!“ zu mehr Freiheit in der Gestaltung der eigenen Lebens- und Arbeitswelt. Wesentlich am bedingungslosen Grundeinkommen ist laut Reitter, dass es tatsächlich bedingungslos sein muss, was heißt: weder die Nichtbereitschaft zur Lohnarbeit noch die Staatsbürgerschaft dürfen vom Bezug ausschließen. Es soll keine Unterstützung im Sinne einer Beihilfe darstellen, sondern tatsächlich existenzsichernd sein. Spätestens jetzt dürften die Unterschiede zur bedarfsorientierten Mindestsicherung klar sein. Wichtig ist bei der Diskussion die Unterscheidung zwischen Arbeit und Erwerbsarbeit, die in hegemonialen Diskursen oft verloren geht. Reitter zeigt auf, dass die Frage der Finanzierung des Grundeinkommens eher eine Frage des Wollens als des Könnens ist. Er setzt sich auch mit Kritik am Grundeinkommen auseinander, spielt worst-case-Szenarien durch, überlegt Möglichkeiten einer langsamen Einführung des Grundeinkommens mit begleitender Evaluierung. So erfüllt er in keinem Moment das Klischeebild eines linken Träumers.

Vor allem den Leserinnen* wird auffallen, dass der Autor an mehreren Stellen auf die speziellen Problematiken von Frauen in der Arbeitswelt eingeht. Die von einigen Feministinnen geäußerte Kritik am Grundeinkommen wird von Karl Reitter nicht ignoriert. Einziger Schwachpunkt des Buches ist (und daran hat der Autor keine Schuld), dass das Kapitel über Experimente und Versuche der Umsetzung des Bedingungslosen Grundeinkommens unbefriedigend kurz ist. Angesichts des offensichtlichen Scheiterns anderer ökonomischer Konzepte wäre es wünschenswert, dass die Idee zumindest eine faire Chance bekäme.



**Rezension von FH-Profⁱⁿ. Mag^a.
Judith Haberbauer-Stidl, DSA**

**Hemma Mayrhofer
Niederschwelligkeit in der
Sozialen Arbeit
Funktionen und Formen aus sozi-
ologischer Perspektive**

Verlag Springer VS, ISBN 987-3-658-00193-3

Was passiert, wenn Soziale Arbeit Inklusionsprobleme und Exklusionsgefährdungen niederschwellig bearbeitet? Welche gesellschaftlichen Funktionen erfüllt sie damit? Welche Arbeits- und Organisationsformen bildet sie hierfür aus? Mit welchen Strategien werden die AdressatInnen der Hilfsangebote erreicht, insbesondere sogenannte hard-to-reach bzw. non-compliant KlientInnen?

Das sich mit diesen Fragen beschäftigende Buch gliedert sich in drei Teile: A, die „Theoretische Rahmung“ ist herausfordernd zu lesen, kann aber auch übersprungen werden. Teil B thematisiert die Ergebnisse der durchgeführten Studie; Teil C verknüpft die empirisch gewonnenen Erkenntnisse mit der zugrundeliegenden soziologischen Systemtheorie.

In der Studie kamen qualitative Gruppendiskussionen und Einzelinterviews zum Einsatz. Die Autorin weist die Arbeitsschritte im qualitativ-interpretativen Forschungsprozess in transparenter Weise aus, wodurch das Buch auch der Vermittlung angewandter Forschungsmethodik dient.

Die Befunde zeigen, dass es sich bei nieder- und hochschwelliger Sozialer Arbeit um zwei Richtungen eines Kontinuums mit fließenden Übergängen handelt, wobei auf die Bedingungen des Zugangs zu Hilfsangeboten für KlientInnen referiert wird: je niedriger die Schwelle, desto weniger behindert sie den Eintritt. Die konkrete Umsetzung niederschwelliger Arbeit passiert in vier Dimensionen: zeitlich (z.B. „rund um die Uhr“ nutzbare Angebote), räumlich (z.B. im Sinne aufsuchender Sozialarbeit), inhaltlich-sachlich (z.B. zielgruppenoffen) und sozial (z.B. die Möglichkeit Angebote völlig anonym in Anspruch nehmen zu können).

Die Studie sensibilisiert für die zahlreichen Fallstricke niederschwelligen Arbeitens, zeigt, dass Organisationen „Virtuosen der Varietät und der dynamischen Stabilität“ sind und, dass nach außen gesenkte Schwellen ins Team verlagert für die MitarbeiterInnen spezifische Herausforderungen verursachen. Inwieweit die Einsichten aus sozialarbeiterischer Sicht irritieren und damit inspirieren, oder auch welchen Praxiswert sie zu entfalten vermögen, bleibt der handlungsorientierten Übersetzungsleistung Sozialer Arbeit überlassen. Zweifelsohne bietet das Buch eine Fülle an Impulsen für die feldinterne wissenschaftliche Beschäftigung mit Niederschwelligkeit und den damit einhergehenden Paradoxien und Risiken.



Neurowissenschaftliche Emotionsregulation

Text: DSA Mag.^a Eringard Kaufmann, MSc

Einleitung

Seit den 1990 -er Jahren haben sich in den USA zahlreiche Techniken in der Psychotherapie verbreitet, die etwa das Klopfen der PatientInnen auf Akupunkturpunkte als besonders effizientes zusätzliches Element beschrieben. Im Jahr 2001 lud Gunther Schmidt (2006, S. 12) vom Milton Erickson Institut Heidelberg Fred Gallo (2000) ein, seine für die Psychotherapie entwickelten Akupressurtechniken vorzustellen, die er Energetische Psychotherapie nannte. Seither wurden verschiedene in den USA entstandene Ansätze, die altes Menschheitswissen und neurowissenschaftliche Erkenntnisse (vgl. Reed 2007) verbinden, im deutschsprachigen Raum in der Psychotherapie nicht nur kontrovers diskutiert sondern auch rezipiert, weiterentwickelt und in der Praxis evaluiert. Diese Tools finden auch in Coaching, Beratung und Training Anwendung und werden in der Umgangssprache als „Klopfen“ bezeichnet. Der aktuelle Stand der Forschung derartiger Anwendungen wurde Ende März 2012 beim 2. Kongress für Energetische Psychologie in Heidelberg vorgestellt, zu welchem wieder Gunther Schmidt eingeladen hatte. Expertenvorträge bestätigten, dass diese Techniken nunmehr international in der psychiatrischen und psychotherapeutischen Praxis Anerkennung finden und deren Wirksamkeit durch wissenschaftliche Studien belegt wurde.

In diesem Artikel wird ein kurzer Überblick der Entwicklungen, der neurowissenschaftlichen Erklärungs-

ansätze und der aktuellen Forschung im deutschsprachigen Raum gegeben. Abschließend wird die Frage der Anwendung dieser Techniken in der Sozialarbeit zur Diskussion gestellt.

Die Anregung zur Verfassung dieses Artikels ergab sich im Rahmen einer qualitativen Studie zur Anwendung der Energetischen Psychologie Gallos (2001) in der Supervision im Rahmen einer Masterarbeit, an welcher auch SozialarbeiterInnen teilnahmen und die mögliche Anwendung in der Sozialarbeit thematisierten (Kaufmann, 2012).

Von der Energy Psychology zur neurowissenschaftlichen Emotionsregulation

In den USA wurde in den 1980-er Jahre Roger Callahan (2008) bekannt, der vor allem Traumafolgestörungen mit verblüffenden Erfolgen behandelte, indem er KlientInnen auf bestimmte Akupunkturpunkte klopfen ließ. In der Folge wurden eine Vielzahl von Ausbildungen entwickelt und vermarktet, die zum Teil auf seinen Techniken aufbauten.

Anfänglich wurde auf die Traditionelle Chinesische Medizin und ihre Meridianlehre oder auf die aus der ayurvedischen Medizin bekannten Chakren als Wirkungszusammenhang verwiesen. Ausgehend von der Annahme eines in den Meridianen fließenden Qi hat sich der Begriff Energy Psychology dafür eingebürgert (Gallo, 2000, S. 63-72). Weiters wurden auch neurowissenschaftliche Erklärungsansätze formuliert und Elemente beson-

ders wirksamer psychotherapeutischer Ansätze integriert.

Laut Definition der *Association for Comprehensive Energy Psychology* (ACEP 2012) sei Energy Psychology eine Verbindung der Stimulation von Akupunkturpunkten oder Chakren mit modernen psychotherapeutischen imaginativen und kognitiven Verfahren, die den Zusammenhang zwischen Körper und psychischer Befindlichkeit gezielt zur Problemlösung und Auflösung emotionaler Belastungen nütze. Die Erklärung dieser Phänomene werde durch Erkenntnisse der Psychoneuroimmunologie, der Epigenetik, der zwischenmenschlichen Neurobiologie und der Neuroplastizität unterstützt. Besondere Bedeutung haben diese Ansätze bei der Bewältigung psychischer Traumata gewonnen, welche durch das Erleben von Ohnmacht und fehlender Unterstützung zu einer langfristigen Verstörung des Verständnisses der eigenen Persönlichkeit und der sozialen Zusammenhänge führen können (Kallweit, 2012, S. 260-262). Diese Folgen werden unter anderem der anhaltenden Überaktivierung jenes zentralen und evolutionsgeschichtlich alten Teiles unseres Gehirns zugeschrieben, der durch spontane Kampf, Flucht oder Erstarrungsreaktionen das Überleben sichert (Amygdala). Der Hippocampus, der klar erkennen lässt, dass Vergangenes nur eine Erinnerung ist, wird dadurch in seiner Funktion beeinträchtigt (Gallo, 2007, S. 25). So kann es zu posttraumatischen Symptomen kommen, wie es beispielweise Flashbacks sind.

Es ist möglich, abgespeicherte Er-

fahrungen und Emotionen, wenn sie bewusst werden, zu modifizieren, ehe sie wieder abgelegt werden. Diese Veränderungsmöglichkeit bezieht sich auch auf die damit verbundenen neurophysiologischen Reaktionen (Feinstein, 2012, S. 48-49 und S. 67), die zum Beispiel mit einer Überaktivierung der Amygdala einhergehen. So ist unter anderem das mehrmalige Klopfen ausgewählter Akupunkturpunkte ein Reiz, der diese Veränderung beschleunigen und erleichtern kann. Ein Effekt, der durch ritualisierte Abläufe und vorbereitende entspannende Körperübungen, die zum Teil aus der Kinesiologie übernommen wurden, noch verstärkt wird (vgl. etwa Gallo, 2002, S. 98-127).

Die Energy Psychology geht davon aus, dass subjektiv erlebte Probleme oder emotionale Belastungen so auf jener grundlegenden Ebene behoben würden, auf der sie entstanden sind. Deshalb ließen sie sich mit diesen ergänzenden Anwendungen um vieles leichter und schneller auflösen. Der Begriff Energy Psychology und ein wissenschaftlich nicht haltbares „Energetisches Paradigma“ (Gallo, 2000, S. 35), das davon ausgeht, dass Energie der grundlegende Wirkungsmechanismus sei, und die oft befremdlich wirkenden Techniken, haben die Rezeption in der Fachwelt erschwert.

Neben dem Erklärungsversuch, dass die Problemlösung entstehe, indem es durch das Klopfen zu einem Ausgleich in einem nicht näher spezifizierten „Energiesystem“ des Menschen komme, wie es das chinesische Meridiansystem oder die indischen Chakren beschreiben, verbreiten sich

in letzter Zeit vermehrt rein neurowissenschaftliche Erklärungsmodelle und es werden immer mehr klinische Studien zur Wirksamkeit vorgelegt (siehe unten).

Es wird angenommen, dass man dann Situationen als Probleme definiert oder Emotionen als belastend erlebt, wenn auf neuronaler Ebene der Zugang zu allen Ressourcen nicht möglich ist. Sobald ein Zustand hergestellt wird, in dem man sich mit allen eigenen Ressourcen verbunden erlebt und in welchem alle Hirnregionen aktiviert sind, erkennt man neue Lösungsmöglichkeiten leichter und belastende Emotionen verändern sich. So kann ein emotionaler Zustand gefördert werden, der weder von negativen Erfahrungen der Vergangenheit noch von Zukunftsängsten überschattet ist.

Aalberse und Geßner-van Kersbergen (2012) haben in einem umfassenden Werk eine Vielzahl der entstandenen Techniken und umfassenden neurowissenschaftlichen Erklärungsansätze verschiedener Autoren dazu vorgestellt. Sie verwenden bereits im Titel des Buches die Begriffe Emotionsregulation, Neurowissenschaften und bifokale Achtsamkeit (womit die gleichzeitige Beobachtung der eigenen emotionalen Befindlichkeit und von physischen oder sinnlichen Reizen benannt wird). Damit wurde eine Begrifflichkeit geschaffen, welche in der Fachwelt um vieles anschlussfähiger ist als jene der Energetischen Psychologie.

Neurowissenschaftliche Erklärungsansätze

Im Folgenden wird auf neu-



Pro Prognos Austria als Träger der Jugendhilfe betreut verhaltensauffällige, verhaltensgestörte und traumatisierte junge Menschen in familienanalogen Settings in Österreich und im europäischen Ausland.

Für diese anspruchsvolle Aufgabe suchen wir

engagierte Fachfamilien für pädagogische Betreuung.

Anforderungsprofil für diese Tätigkeit:

- Sie leben in einer funktionierenden Partnerschaft
- Sie verfügen über eine abgeschlossene Erzieherausbildung, ein abgeschlossenes Studium der Sozialarbeit oder Sozialpädagogik
- Sie verfügen über mehrere Jahre Berufserfahrung in der Betreuung von Kindern und Jugendlichen
- Sie wohnen mit Anbindung an alle Schulformen
- Sie bieten den Betreuten einen eigenen Wohnraum
- Sie sind bereit, die erzieherische Tätigkeit über mehrere Jahre zu gewährleisten

Wir bieten Ihnen:

- Intensive Fachbegleitung des Erziehungsprozesses
- Interne Weiterbildungen
- Supervision und Krisenmanagement
- Attraktive Vergütung

Sie fühlen sich angesprochen?

Hr. Heinz Hengl freut sich auf Ihren Anruf unter Tel. 0664/33 77 363
www.proprognos.at

rowissenschaftliche Erklärungsansätze zur Wirksamkeit der Techniken der so genannten Energetischen Psychologie oder der neurowissenschaftlichen Emotionsregulation durch bifokalen Achtsamkeit eingegangen. Diese nehmen Bezug auf Forschung zu Akupunkturpunkten und Chakren, auf die Neuroplastizität des Gehirns, den Einfluss auf das vegetativen Nervensystems und die Psycho-Immuno-Neuro-Endokrinologie.

1. Bedeutung von Akupunkturpunkten und Chakren

Es ist bekannt, dass etwa 70 % der Akupunkturpunkte eine besondere Dichte neurologischer Strukturen haben (Bohne, 2010, S 74-75, Wilhelm-Göstling, 2012, S. 82-86). Hingegen fanden sich bisher keine anerkannten wissenschaftlichen Hinweise, welche die Existenz von Meridianen im Sinne der Chinesischen Medizin bestätigt hätten. Demgegenüber stimmen die Chakren der indischen Ayurveda-Medizin mit bekannten anatomischen Strukturen wie etwa dem Solar plexus überein (Andrade, S. 72). Dass Stimulierung von Körperregionen mit besonderer Dichte von neurologischen Strukturen geeignet sei emotionale Befindlichkeiten zu modifizieren, ist eine der möglichen Wirkhypothesen.

2. Neuroplastizität des Gehirns

Unter Neuroplastizität des Gehirns wird die lebenslänglich vorhandene Möglichkeit verstanden, dass neuronale Verknüpfungen sich verändern und neu entstehen können. Jene physische Stimulation, die bei diesen neuen ergänzenden Techniken in der psychotherapeutischen Arbeit zum Einsatz kommt, knüpft ganz gezielt an dieser Neuroplastizität des Gehirns an. Lernen ist umso erfolgreicher möglich, je mehr Sinne daran beteiligt sind (Wilhelm-Göstling, 2012, S. 87-89). Indem gleichzeitig zu einer als belastend erlebten Emotion ein neutraler bis positiver Reiz gesetzt wird, verändern sich jene neuronalen Ver-

schaltungen, welche für die emotionale Belastung verantwortlich waren. Diese neuronalen Impulse wirken so direkt auf der neurologischen Ebene, was ihre oft verblüffend rasche Wirksamkeit ebenfalls erklären könnte.

3. Beeinflussung des vegetativen Nervensystems

Es wird wiederholt darauf hingewiesen, dass diese neuen Anwendungen über eine vegetative Entspannungsinduktion als besonders hilfreich erlebt werden könnten. Ein Parameter, welchem zunehmende Bedeutung beigemessen wird, ist etwa neben Atemfrequenz, Blutdruck und Muskelspannung die Herzratenfrequenzvariabilität. Diese wird in der neueren Psychotherapieforschung vermehrt beachtet, da es bei psychischen Erkrankungen hier auffallende Veränderungen gibt. In der Akupunkturforschung wurde beobachtet, dass ein möglicher Wirkmechanismus die Veränderung der Herzratenfrequenzvariabilität sein könnte (Wilhelm-Göstling, 2012, S. 91-93) und dieser somit auch in der neurowissenschaftlichen Emotionsregulation eine entscheidende Bedeutung zukommen könnte.

4. Psycho-Immuno-Neuro-Endokrinologie

Aalberse, Geßner-van Kersbergen et al. (2012) stellen eine große Zahl von Techniken so genannter bifokaler multisensorischer Interventionen vor, die über das klassische „Klopfen“ hinausgehen und etwa auch mit Abdeckung je eines Auges und gezielten Augenbewegungen arbeiten (ebd. S. 19).

Andrade (2012, S. 59) hat auf Basis einer großen klinischen Studie mit KollegInnen den Kernpunkt dieser Interventionen beschrieben. Eingebettet in eine tragfähige Beziehung werde das Problem oder das belastende Erlebnis präsent gemacht („Erinnerung + Emotion + körperliches Gefühl“) während es zu einer sensorischen Stimulation kommt. Dadurch werden Reaktio-

nen im Bereich der Psycho-Immuno-Neuro-Endokrinologie (PINE) ausgelöst, welche die resiliente Erholung erleichterten (ebd. S. 143-144). Diese Kombination eines Reizes mit einer Erinnerung versucht der Begriff der Emotionsregulation durch bifokalen Achtsamkeit zu erfassen.

Durch Stimulation der Haut übt unter anderem das als Glückshormon bekannte Dopamin seine modulierende Wirkung besser aus und es kommt zu einem Anstieg von Oxytocin (ebd. S. 151-154), das zwischenmenschliche Bindungen und Beziehungen fördert. Das gesamte PINE-System ist jedoch so hochkomplex, dass die Ergebnisse einer bifokalen multisensorischen Intervention nicht genau vorhersagbar sind. Daher komme der Schaffung einer anregenden Umgebung, welche geeignet sei, die epigenetische Codierung der Gehirnzellen zu verändern, besondere Bedeutung zu (ebd. S 144). Dieses Umfeld sei gekennzeichnet durch emotionale Unterstützung, Anregung der Sinne, Raum für neue Erfahrungen, Wahlmöglichkeiten und Selbstbestimmung (ebd. S. 144-145).

Klinische Studien

Durch die oben beschriebenen neurowissenschaftlichen Erklärungsansätze und durch klinische Studien zur Wirksamkeit sind diese innovativen Ansätze zur Emotionsregulation am besten Wege, breitere Anerkennung in der psychiatrischen und psychotherapeutischen Fachwelt zu gewinnen. Neben anekdotischer Evidenz haben vor allem systematische Beobachtungen im Katastropheneinsatz, die von Gesundheitsbehörden bestätigt wurden, die Fachöffentlichkeit interessiert, wie Feinstein berichtet (2006, S. 52-54). Er verweist auf Fallstudien unter Verwendung von EEG und Gehirnsansichten, die erkennen lassen, dass nach der Behandlung mit diesen Techniken, durch Trauma bedingte Abweichungen von der Norm verschwunden seien. Neben sechs Fallstudien listet er sechs Ergebnisstudien ohne Kontrollgruppen auf (ebd. S. 55-57). Er zitiert die kontrollierten

Studien von Wells et al (2007) zur Behandlung spezifischer Phobien und Elder et al. (2007) zur Beibehaltung einer Gewichtsreduktion, die dazu geführt haben, dass diese Techniken von der Society of Clinical Psychology in den USA bereits als „wahrscheinlich wirksame Behandlung“ anerkannt wurde (ebd. S. 66).

Eine in Deutschland durchgeführte kontrollierte Studie (Wilhelm-Gößling, 2012, S 101-107) im stationären Bereich ergab bei der Behandlung von posttraumatischen und dissoziativen Symptomatiken wesentlich bessere Ergebnisse bei jenen PatientInnen, welche zusätzlich mit Energetischer Psychotherapie behandelt worden waren.

An der Sigmund Freud Universität in Wien wurden zwei Dissertationen zur Energetischen Psychotherapie verfasst. Neumanns (2009, S. 141-146) vergleichende Studie zur Wirksamkeit von Hypnotherapie und Energetischer Psychotherapie zur Veränderung von Selbstwert und Lebenszufriedenheit bei übergewichtigen Frauen ergab bei der Reduktion des Body-Maß-Index, bei der Steigerung des Gesamtselbstwertes und der Lebenszufriedenheit bessere Ergebnisse für jene Gruppe, die mit der energetischen Psychotherapie behandelt worden war. Zips (2009, S. 236-271) Wirksamkeitsvergleichsstudie zur Hypnotherapie und einer sogenannten hypnoenergetischen Therapie an übergewichtigen Frauen erbrachte im Hinblick auf Gewichtsreduktion, Essverhalten und Körperbild für die Gruppe, die mit hypnoenergetischer Therapie behandelt worden war, verbesserte Ergebnisse im Hinblick auf die Gewichtsreduktion.

Die Bedeutung der Grundhaltung

Gunther Schmidt (2006, S. 13) weist darauf hin, dass neben der Stimulation etwa von Akupunkturpunkten, die Grundhaltung der Beratenden oder TherapeutInnen bei der Behandlung entscheidend für die oft verblüffenden Erfolge seien. Eine wertschätzen-

de Beziehung zu KlientInnen, welche subjektives Erleben nicht primär als defizitär oder krank definiert, sondern als normale menschliche und wissenschaftlich erklärbare Reaktion auf besonders schwierige Lebensumstände versteht, ist die Basis der Arbeit (Gallo, 2006, S. 239-240). Davon ausgehend wird angenommen, dass in Kooperation mit den KlientInnen durch ergänzende Anwendung der Techniken der neurowissenschaftlichen Emotionsregulation auftretende Probleme gelöst werden können. Dies bedingt eine Beziehung, welche auf Basis einer sehr positiven und zuversichtlichen Grundhaltung des Beratenden oder Behandelnden nicht von Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomenen belastet wird. Die laufende Beobachtung der emotionalen Befindlichkeit während der Behandlung mittels Skalierung¹ fokussiert die Aufmerksamkeit zusätzlich auf eine mögliche positive Veränderung und damit auf die Ressourcen der KlientInnen (IFSW, 2010, S. 4). Diese Grundhaltung entspricht klassischen Grundsätzen der Sozialarbeit, die KlientInnen eben dort abzuholen, wo diese stehen. Ebenso deckt sie sich mit dem ressourcenorientierten Grundsatz der Hilfe zur Selbsthilfe, da etwa das Klopfen jederzeit in schwierigen Situationen durch KlientInnen selbst angewendet werden kann (vgl. OBDS, 2004 a, Pkt. 4.)

Diskussion der Anwendbarkeit in der Sozialarbeit

Empirische Grundlagen der Sozialarbeit stellen auch Forschungsergebnisse in sonstigen human- oder sozialwissenschaftlichen Bereichen dar (Pauls, 2011, S. 25). Techniken, die wissenschaftlich fundiert sind, können grundsätzlich auch in der Sozialarbeit zur Anwendung kommen.

Wie oben dargelegt, ist die besondere Wirksamkeit von Techniken der neurowissenschaftlichen Emotionsregulation durch bifokale Achtsamkeit wissenschaftlich erwiesen, so dass die Frage der ergänzenden Anwendbarkeit in der Sozialarbeit gestellt werden

kann (IASSW, 2001). Dabei kann einerseits an den Einsatz in der Arbeit mit KlientInnen oder an die Anwendung als Psychohygienetool gedacht werden.

Aus dem breiten Spektrum der Techniken, die in diesem Bereich verfügbar sind, stehen nur jene zur Anwendung in der Sozialarbeit mit KlientInnen zur Diskussion, welche die erforderliche professionelle Distanz zu den KlientInnen sicherstellen und das Erleben der Selbstwirksamkeit dieser fördern.

Daher ist der in manchen der Ansätze verwendete kinesologische Muskeltest in der Sozialarbeit kontraindiziert, da hierbei in einer wenig transparenten Weise Diagnosen für die weitere Behandlung durch körperlichen Kontakt erfolgen, was das Erleben der Selbstwirksamkeit der KlientInnen schwächen könnte. Bohne (2010, S. 66-68) beschreibt, wie statt dessen zur Erhöhung des Selbstwirksamkeitserlebens sensibel die Selbstwahrnehmung der KlientInnen zur diagnostischen Abklärung einzubeziehen ist².

Anwendungsbereiche in der Sozialarbeit können sich in der Beratung im Einzel- oder Gruppensetting, in der klinischen Sozialarbeit oder der Krisenintervention nur unter strikter Beachtung ethischer Grundsätze und fachlichen Standards (OBDS, 2004 b) ergeben.

Gefühle einfach weg klopfen ?

Den sogenannten Klopf-Techniken wird oft vorgeworfen, dass es fachlich verfehlt sei, Gefühle einfach nur weg zu klopfen, da diese ihre Berechtigung hätten und in das emotionale Erleben integriert werden müssten. Dieser Vorwurf ist insofern berechtigt, als es eine Vielzahl von Selbsthilfebüchern und Fortbildungen gibt, die tatsächlich eine in dieser Richtung verkürzte Sichtweise vermitteln.

Die Einbettung der Techniken in eine professionelle Behandlungsbeziehung stellt die Basis dar, welche die Reorga-

nisation des belasteten Erlebens überhaupt erst ermöglicht (Gallo, 2006, S. 239-240). Bei professioneller Anwendung ist besonders darauf zu achten, dass es einer konkreten Diagnose und Vereinbarung bedarf, welche Emotionen oder Befindlichkeiten warum und wie verändert werden sollen. Entgegen der manchmal leichtfertig vertretenen Ansicht, dass das Klopfen gänzlich unbedenklich sei, muss hier festgehalten werden, dass sehr wohl Anwendungen dieser Techniken denkbar sind, die als verfehlt zu betrachten sind. Ziel darf niemals die Beseitigung von Gefühlen an sich sein, sondern nur die Beseitigung von beeinträchtigenden Folgen noch nicht verarbeiteter Belastungen oder Traumatisierungen (im Sinne eines sehr weiten Traumabegriffes, wie er im angloamerikanischen Raum verwendet wird). Neben der Veränderung von emotionalen Befindlichkeiten kann durch diese Techniken auch das subjektive Problemerkennen verändert und Reflexion gefördert werden. Der Einsatz dieser Techniken ist nur dann verantwortungsbewusst möglich, wenn in eine professionelle Beziehung eingebettet diese belastenden Aspekte zumindest etwas präsent sind und geklärt und vereinbart ist, warum welche Veränderung des Erlebens anzustreben ist.

Speziell in der Sozialarbeit ist darauf zu achten, dass berechtigte Sorgen und Ängste als solche gewürdigt und beachtet werden. Beispielweise ist die Anwendung dieser Tools dort kontraindiziert, wo reale Risiken zu managen sind und Angst, jenes berechtigte Gefühl ist, das darauf hinweist.

Psychohygienetool

Die vielfältigen Techniken der neurowissenschaftlichen Emotionsregulation der bifokalen Achtsamkeit haben unter verschiedenen Bezeichnung bereits große Verbreitung in der Selbsthilfe gefunden (vgl. Energy Tapping von Neumann & Zips, 2011). Bewährt haben sich diese vor allem zur Reduktion vielfältiger Formen von Stress. Es gibt viele Anwendungsmöglichkeiten, welche in praktisch jeder

Situation auch unmerkbar für das Umfeld verwendet werden können. Dadurch wird ein entspannter Zustand gefördert, welcher durch Beruhigung allfälliger physiologischer und neurologischer Stressreaktionen Gelassenheit und Reflexion unterstützt. Diese Vorteile können auch im Umgang mit herausfordernden Situationen im beruflichen Alltag von SozialarbeiterInnen hilfreich sein.

Anwendungsbereiche in der Arbeit mit KlientInnen

Die Anwendung der sogenannten Prozessorientierten Energetischen Psychotherapie wurde etwa für den Bereich der professionellen Beratung von Arbeitslosen (Schwenk, 2012; Gschwandtner, 2010) als erfolgreich einsetzbar beschrieben.

Feinstein berichtet (2012, S. 49), dass Menschen, welche ein traumatisches Ereignis etwa bei einer Behörde erzählen mussten, diese besser tun konnten und weniger Stress erlebten, wenn sie bestimmte Punkte dabei klopfen.

Da SozialarbeiterInnen mit Menschen in vielfältigen Krisen- und Belastungssituationen arbeiten, können sich für die Anwendung dieser Methoden immer wieder Einsatzmöglichkeiten ergeben. Insbesondere dann, wenn KlientInnen von Gefühlen überwältigt werden, kann neurowissenschaftliche Emotionsregulation durch bifokale Achtsamkeit eine zusätzliche Unterstützung bei der Stabilisierung darstellen.

Nach einer ersten begleiteten Anwendung in der Beratungssituation können KlientInnen die erlernten Tools in der Folge unschwer jederzeit selbst anwenden, so dass das Erleben von Selbstwirksamkeit gefördert und Hilfe zur Selbsthilfe ermöglicht wird.

Studienbedarf für den Anwendungsbereich der Sozialarbeit

Die hier zitierten Arbeiten beziehen sich ausnahmslos auf Anwendungen im psychotherapeutischen oder psychiatrischen Tätigkeitsbereich oder auf

Beratungssituationen außerhalb der Sozialarbeit.

Judith Rothen (2012), eine Sozialarbeiterin in den Niederlanden, arbeitet mit derartigen ergänzenden Techniken in ihrer psychotherapeutischen Praxis und hält die Anwendung auch in der Sozialarbeit für sinnvoll. Im Kontext der Sozialarbeit haben sich die Techniken in der beruflichen Praxis der Autorin zur Auflösung emotionaler Belastungssituation bereits gelegentlich bewährt.

Um jedoch eine fundierte Basis zur Anwendung der Techniken der neurowissenschaftlichen Emotionsregulation durch bifokale Achtsamkeit für die Sozialarbeit zu schaffen, wäre es erforderlich, gezielt Studien zur Anwendbarkeit ausgewählter Techniken, deren Akzeptanz und Wirksamkeit in bestimmten Arbeitskontexten durchzuführen.

Resümee

Neurowissenschaftliche Emotionsregulation durch bifokale Achtsamkeit ist am besten Weg, in Beratung und Psychotherapie auf Basis von wissenschaftlichen Studien und neurowissenschaftlichen Erklärungsansätzen einen fixen Platz einzunehmen. Die zum Teil bereits wissenschaftlich fundierten Techniken könnten in der Sozialarbeit hilfreich sein, da sie mit relativ geringem Aufwand erlernt werden können und sowohl in der Psychohygiene als auch in der Arbeit mit KlientInnen und auch als Selbsthilfetechniken zur Anwendung kommen könnten. Vor dem allgemeinen Einsatz in der Arbeit mit KlientInnen wären Studien zur Akzeptanz, Anwendung und Wirksamkeit in definierten Arbeitskontexten erforderlich, um abzuklären, ob jene besonderen Vorteile, die in der Psychotherapie oder Psychiatrie beschrieben werden, auch in der Sozialarbeit zu beobachten sind.

Literatur

Aalberse, Maarten & Geßner-van Kersbergen, Servatia (Hg.) (2012): Die Lösung liegt in Deiner Hand! Von der Energetischen Psychologie zur bifokalen Achtsamkeit. Emotionsregulation und Neurowissenschaften. Tübingen: dgvtv-Verlag

ACEP Association for Comprehensive Energy Psychology (2012): Kurzbeschreibung und Definition Energiepsychologie. URL:<http://energypsych.org/displaycommon.cfm?an=1&subarticlenbr=245> [Datum des Zugriffs: 4.9.2012]

Andrade, Joacquin (2012): Die Lösung liegt in der Hand des Patienten! Techniken der bifokalen multisensorischen Aktivierung BMSA (Bifocal Multi-Sensory Activation) zur Behandlung von Angststörungen, Stressreaktionen, Trauma, Zwang und Depression. Mit Studien und Protokollen unter Berücksichtigung neuer Erkenntnisse aus der Psycho-Immuno-Neuro-Endokrinologie. In: Maarten Aalberse & Servatia Geßner-van Kersbergen (Hg.): Die Lösung liegt in Deiner Hand! Von der Energetischen Psychologie zur bifokalen Achtsamkeit. Emotionsregulation und Neurowissenschaften (S. 55-282). Tübingen: dgvtv-Verlag

Bohne, Michael (2010): Vom energetischen Paradigma zur prozess- und embodiment fokussierten Zusatztechnik. In: Michael Bohne (Hg.): Klopfen mit PEP. Prozessorientierte Energetische Psychologie in Therapie und Coaching (S. 21-114). Heidelberg: Carl Auer

Callahan, Rogers (2008): Das Trauma heilen: Klopfakupressur bei posttraumatischem Stress. Kirchzarten: VAK

Elder, C., Ritenbaugh, C., Mist, S., Aickin, M., Scheider, J., Zwickey, h., et al. (2007): Randomized trial of wo mind-body intervention for weight-loss maintenance. Journal of Alternative an Complemantary Medicine, 13 (1), S. 67-68)

Feinstein, David (2006): Ein Überblick über die Forschungen zur Energetischen Psychologie. In: Michael Bohne, Christof T. Eschenröder & Claudia Wilhelm-Gößling, (Hg.): Energetische Psychologie-integrativ. Hintergründe, Praxis, Wirkhypothesen (S. 47-73). Tübingen: dgvtv-Verlag

Gallo, Fred (2000): Energetische Psychologie. Kirchzarten bei Freiburg: VAK

Gallo, Fred & Vincenzi, Harry (2001): Gelöst, entlastet, befreit. Klopfakupressur bei emotionalem Stress. Kirchzarten bei Freiburg: VAK

Gallo, Fred (2006): „Es geht nicht nur um Klopfen“ – Interview mit Fred Gallo durch Heike Born. In: Michael Bohne, Christof T. Eschenröder & Claudia Wilhelm-Gößling (Hg.): Energetische Psychologie – integrativ. Hintergründe, Praxis, Wirkhypothesen (S. 23-46). Tübingen: dgvtv-Verlag

Gallo, Fred (2007): Energy Tapping for Trauma. Oakland: New Harbinger Publicaions Inc

Geßner-van Kersbergen, Servatia (2012): Geschichte dieses Buches. In: Maarten Aalberse & Servatia Geßner-van Kersbergen (Hg.): Die Lösung liegt in Deiner Hand! Von der Energetischen Psychologie zur bifokalen Achtsamkeit. Emotionsregulation und Neurowissenschaften (S. 17-21). Tübingen: dgvtv-Verlag

Gschwandtner, Roswitha M. (2010): PEP als Coaching-Tool für berufliche Veränderung. In: Michael Bohne (Hg.): Klopfen mit PEP. Prozessorientierte Energetische Psychologie in Therapie und Coaching (S. 226-238). Heidelberg: Carl Auer

Energetische Psychologie in Therapie und Coaching (S. 216-225). Heidelberg: Carl Auer

IFSW, International Federation of Social Workers European Region. Standards in Standards in Social Work Practice meeting Human Rights. In: OBDS, Österreichischer Berufsverband der Sozialarbeit (2010): Praxis der Sozialarbeit unter Beachtung der Menschenrechte (Deutsche Fassung). URL: <http://www.sozialarbeit.at/images/MEDIA/images/obds/draft4-standards%20and%20humanrights%20booklet.pdf> [Datum des Zugriffs: 10.11.2012]

IASSW, International Association of Schools of Social Work (2001): Definition for Social Work. URL: <http://www.iassw-aiets.org/images/Documents/Download%20Definition%20of%20Social%20Work.pdf> [Datum des Zugriffs: 11.11.2012]

Kallweit, Beate (2012): Die Integration der Energetischen Psychologie in die Behandlung von Traumafolgestörungen. In: Eschenröder, Christof T. & Wilhelm-Gößling, Claudia (Hg.): Energetische Psychotherapie – integrativ. Hintergründe, Praxis, Wirkhypothesen (S. 259-276). Tübingen: dgvtv-Verlag

Kaufmann, Eringard (2012): Energetische Psychologie Gallos in der Supervision? Bifokale Achtsamkeit statt esoterischer Trend. Masterthesis an der ARGE Bildungsmanagement Wien.

Neumann, Karin (2009): Vergleichende Untersuchung zur Wirksamkeit von Hypnotherapie und Energetischer Psychotherapie in Bezug auf die Veränderung von Selbstwert und Lebenszufriedenheit bei übergewichtigen Frauen. Dissertation an der Sigmund Freud Universität Wien

Neumann, Karin & Zips, Astrid (2011): Homepage Energytapping. URL: <http://www.energytapping.net/de> [Datum des Zugriffs: 11.11.2012]

OBDS, Österreichischer Berufsverband der Sozialarbeit (2004 a): Berufsbild der SozialarbeiterInnen. URL: <http://www.sozialarbeit.at/images/MEDIA/documents/berufsbild-2004.pdf> [Datum des Zugriffs: 10.11.2012]

OBDS, Österreichischer Berufsverband der Sozialarbeit (2004 b): Ethische Standards. Berufspflichten für SozialarbeiterInnen: URL: <http://www.sozialarbeit.at/images/MEDIA/documents/ethik-berufspflichten-obds.pdf> [Datum des Zugriffs: 10.11.2012]

Pauls, Helmut (2011): Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung. Weinheim-München: Juventa

Reed, Steve B. (2007): Steps in the Quick REMAP (4-point) Rapid Relief Protocol. URL: http://www.remap.net/Article--Quick_REMAP--Steps_in_the_Quick_REMAP4-point_Rapid_Relief_Protocol_1.pdf [Datum des Zugriffs: 1.4.2012]

Rothén, Judith (2012): Im Gespräch mit der Autorin anlässlich des 2. Kongresses für Energetische Psychotherapie in Heidelberg vom 30.3. bis 1.4.2012; siehe auch http://www.rothen.nl/Deutsch/energetische_psychologie.php

Schmidt, Gunther (2006): Geleitwort. In: Michael Bohne, Christof T. Eschenröder & Claudia Wilhelm-Gößling (Hg.): Energetische Psychologie-integrativ. Hintergründe, Praxis, Wirkhypothesen (S. 11-14). Tübingen: dgvtv-Verlag

Schwenk, Karin (2012): PEP im Coaching mit Arbeitssuchenden. In: Michael Bohne (Hg.): Klopfen mit PEP. Prozessorientierte Energetische Psychologie in Therapie und Coaching (S. 226-238). Heidelberg: Carl Auer

Wells, S., Polglase, K., Andrews, H.B., Carrington, P. & Baker, A.H. (2003): Evaluation of a meridian-based intervention, emotional freedom technique (EFT), for reducing specific phobias of small animals. Journal of Clinical Psychology, 59, S. 943-966

Wilhelm-Gößling, Claudia (2012): Wirkhypothesen Energetischer Psychotherapie. In: Michael Bohne, Christof T. Eschenröder & Claudia Wilhelm-Gößling (Hg.): Energetische Psychologie – integrativ. Hintergründe, Praxis, Wirkhypothesen (S. 65-84). Tübingen: dgvtv-Verlag

Wilhelm-Gößling, Claudia & Rodewald, F. (2008): Energetic psychotherapy in stabilization-group for in. and out-patients with complex posttraumatic disorders. Vortrag gehalten am 18.4.2008 auf der 1. International Conference of European Society for Trauma and Dissociation (ESTD), Amsterdam (Abstractheft, S. 38. URL: www.estd.org/conferences/programmaboek_estd.pdf [Datum des Zugriffs: 1.4.2012]

Wilhelm-Gößling, Claudia (2012 a): Wirkhypothesen Energetische Psychotherapie. In: Christof T. Eschenröder & Claudia Wilhelm-Gößling (Hg.): Energetische Psychotherapie – integrativ. Hintergründe, Praxis, Wirkhypothesen. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage (S. 75-108). Tübingen: dgvtv-Verlag

Zips, Astrid (2009). Hypnotherapie und Hypnoenergetische Therapie in Bezug auf Gewichtsreduktion, Essverhalten und Körperbild bei übergewichtigen Frauen. Dissertation an der Sigmund Freud Universität Wien

¹ Die Methode der Skalierung wurde von Steve de Shazer im Rahmen der Lösungsfokussierten Kurzzeittherapie entwickelt. Dabei werden die KlientInnen eingeladen sich eine Skala z.B. von 1 bis 10 vorzustellen um die emotionale Belastung zu bewerten. In der Energetischen Psychologie wird die Skala so verwendet, dass 10 die denkbar höchst emotionale Belastung repräsentiert und 0 für deren gänzlich Verschwinden steht.

² Dieses genau beschriebene Vorgehen ersetzt für ihn den in vielen Ansätzen verwendeten kinesiologischen Muskeltest, der auch in der Sozialarbeit kontrovers diskutiert ist.

DSA Mag^a. Eringard Kaufmann, MSc. Langjährige Berufserfahrung in der klinischen Sozialarbeit, im Sozialmanagement. Freiberufliche Tätigkeiten als Supervisorin, Coach, Trainerin (eringard.com Lösungen leichterfinden). Zivilgesellschaftliches Engagement für die Umsetzung von Menschenrechten.

„Sozialraumorientierung Graz“ - zeitverzögerte Fragen zur SIÖ Sondernummer. „Sozialraumorientierung - Zwischen fachlicher Innovation und institutionellen Bedingungen“

Text: FH-Prof. Mag. Dr. Hubert Höllmüller, FH Feldkirchen

Die Selbstdarstellung des Projekts „Sozialraumorientierung Graz (SO-G)“ in Form einer bezahlten Sondernummer wirft Fragen auf, für die in dieser Jubelschrift keine Antworten zu finden waren. Wegen der Komplexität der SO-G können diese Fragen nur ein erstes Abtasten sein.

Die SO-G ist der größte Umbau- und Neugestaltungsversuch in der österreichischen Jugendwohlfahrt der letzten Jahrzehnte. Erstaunlich die Stille, die dazu in der (veröffentlichten) Fachwelt vorherrscht. Befördert wird dies durch das Fehlen einer Begleitevaluation, die Diskussionsgrundlagen liefern könnte. Eine Zwischenevaluation ist nach mehr als drei Jahren Laufzeit angekündigt. Die Begründung für diesen späten Termin: Man müsse den AkteurInnen Zeit lassen, um sich in die neuen Strukturen einzuarbeiten. (Was wohl die Evaluationswissenschaft dazu sagt?) Aber keine Sorge, das Jugendamt selbst stellt eine „(...) vielfach bereits höhere Qualität der Hilfen (...)“ fest.

Fachlichkeit als Leitmotiv?

Die **ethisch-philosophische Dimension** der SO-G bemüht einen Gegensatz, der durchaus nicht so eindeutig ist wie dargestellt: Wunsch versus Wille. Die Formel dazu: Nicht, was eine Klientin sich **wünscht**, ist bedeutsam, sondern was sie **will**. Wünsche werden als an die eigene Passivität gekoppelte Vorstellungen beschrieben wohingegen der Wille Aktivität und Engagement für die Zukunft bedeutet. Einmal also geht es um eine Klientel-Haltung. Im Gegensatz dazu verspricht der Wille Eigeninitiative und Eigenaktivität.

Daraus folgt, dass eine Klientin, die nichts will bzw. passiv ist, keinen Platz im Hilfesystem hat. Wer nicht(s) will, ist selber schuld und wer passiv ist – oder moderner: non-compliant – ebenfalls.

Nachdem nun Passivität und Non-Compliance gerade bei mehrfach belasteten Zielgruppen übliche Haltungen gegenüber Hilfsangeboten sind, ist zu hoffen, dass der Gegensatz Wunsch/Wille hauptsächlich rhetorisch gemeint ist, ansonsten wäre die SO-G ein gutausgeklügeltes Exklusionssystem.

Eindeutig rhetorisch gemeint sind die Begriffe „Passgenauigkeit“ und „maßgeschneidert“ im Bezug auf Hilfen. Wer sagt, wann eine Hilfe „genau passt“ bzw. nach welchem „Maß“ geschneidert wurde? Diese wertenden Begriffe sagen nichts über die Qualität der Hilfen aus, sondern über den Willen derjenigen, die sie anbieten. Aber das Richtige tun wollen alle in der Jugendwohlfahrt, nicht nur die in Graz.

Die Kritik an der „Versäulung“ von Hilfen, besonders durch die Leistungsverordnungen des Landes Steiermark, leuchtet ein. Diese Versäulung hat aber ebenfalls einleuchtende Gründe: Kostentransparenz und Kostensteuerung. Dies schließt nicht von vornherein Flexibilität in der Umsetzung von definierten Hilfen aus. Auch definierte Hilfen können flexibel formuliert und/oder flexibel gehandhabt werden.

Erstaunlich ist die **professionskritische Dimension** des Projektes: erstaunlich nicht wegen der teilweise begründeten Kritik, sondern weil es dazu kaum Echo aus der Profession gibt. Wieder zugespitzt formuliert: Es wurde und wird in der Jugendwohlfahrt in Österreich gepfuscht und die SO-G macht alles anders¹.

Dass Hilfen jahrelang auch ohne Ziel-

vorgabe und Kontrolle finanziert wurden und werden, stimmt sicherlich, allerdings nicht als durchgängiges Phänomen. Dass Hilfen nicht an die Bedürfnisse (oder sozialraumdeutsch: an den Willen) der KlientInnen angepasst sind, ebenfalls. Es lässt sich – dramatisiert – von einem System der Hoffnungslosigkeit schreiben² – aber wieso sollte die SO-G da nicht dazugehören?³ Die allorts beschworene Fachlichkeit reduziert sich hauptsächlich auf strukturelle Veränderungen. Der Rest ist Behauptung. Die Sozialraumteams, die einmal pro Woche alle (!) Gefährdungsfälle eines Sozialraums diskutieren, bedeuten von ihrer Struktur her eine Bürokratisierung und Hierarchisierung. Hilfeplanentscheidungen müssen mit KollegInnen und FachvertreterInnen regelmäßig diskutiert werden können, aber nicht jede Woche. Und dabei sollten auch die Betroffenen miteinbezogen werden⁴.

Eine **organisationspolitische Dimension** ist die Rückverwandlung der JugendamtssozialarbeiterInnen von (ineffektiven) Case ManagerInnen zu universelle HelferInnen: „Die SozialarbeiterInnen der Behörde müssen die Rolle der HilfevermittlerInnen wieder verlassen und sind erster und wesentlicher Bestandteil der Hilfeerbringung.“ Sie haben abzuklären, ob jemand etwas will oder sich nur was wünscht. Und wer was will, der soll zuerst seine eigenen Ressourcen abrufen. Gatekeeping heißt das im Case Management. Nur wenn der Gefährdungsbereich erreicht ist, geht's ins wöchentliche Sozialraumteam. Und hier sind die Gefährdungsmeldungen in Graz signifikant gestiegen – während sie in den Bezirken gleichgeblieben sind. Ein Schelm, der meint, das könnte etwas mit der SO-G zu tun haben.

Die SO-G hat auch eine **marktpolitische Dimension**: Mit der Einsetzung eines Trägers pro Sozialraum wird eine Monopolstellung definiert. Andere Träger können nur mehr als „Subunternehmer“ fungieren oder fallen ganz heraus. Welche Auswirkungen das hat, hätte sich mittels Begleitforschung beobachten lassen, die zwar gestartet, aber gleich wieder vom Jugendamt abgestellt wurde. Ob ein Monopol auf einem Markt günstig ist, erscheint zumindest fraglich. Diese Trägerschaften wurden nicht ausgeschrieben sondern vom Jugendamt quasi frei Hand vergeben. Einer diesbezüglichen Klage, damit Vergabennormen zu verletzen, wurde stattgegeben – mit keinem Effekt.

Zum Schluss verweise ich auf die **disziplinpolitische Dimension**: Die Nichteinbindung der Universität Graz, sozialpädagogisches Institut, und der FH Joanneum, Studienganges Soziale Arbeit, wirkt demonstrativ. So bewegt sich die SO-G auf der wissenschaftlichen Insel eines Theoretikers, der nicht müde wird zu erklären, sein Modell habe nichts mit Einsparungs-ideen zu tun⁵. Im Zwischenbericht für das Jahr 2011 lässt sich nachrechnen: Die Stadt Graz hat 2010 und 2011 9,5 Millionen Euro durch die SO-G gespart. Die Projektleitung findet das beachtlich. Das Budget wurde auf Basis des Rechnungsabschlusses von 2008 mit 22,888 Millionen für drei Jahre festgeschrieben. Inzwischen noch um 2 weitere Jahre. Dass Geld durch Inflation weniger Wert wird, dass Kollektivverträge automatische Gehaltserhöhungen bewirken, dass eine Bevölkerungszunahme höhere Bedarfe (Verzeihung: höhere Willensmengen) auslösen kann (von anderen gesellschaftlichen Entwicklungen ganz zu schweigen) zählt nicht. Und der Effekt scheint recht zu geben:

2010 und 2011 wurde des Sozialraumbudget unterschritten. Traditionelle sozialraumbezogene Arbeit – Jugendzentren, streetwork/mobile Jugendarbeit, drop-in Räume, Stadtteilzentren, Parkbetreuung, Kulturinitiativen etc. - kämpft seit Längerem um seine finanzielle Absicherung. Wie viel Geld fließt von der SO-G als fallunspezifische Hilfe in diese Richtung?

In aller journalistischen Kürze: **Diagnose**: Eine großteils plausible Kritik führt zu wenig plausiblen Struktureingriffen. Das Grundproblem der österreichischen Jugendwohlfahrt ist Mangel an fachlicher Kontrolle und nicht die Strukturierung der Hilfen.

Es gibt die **Gefahr** der Schaffung eines Graubereiches struktureller Exklusion. (wenn die Zahl der Unterstützung zur Erziehung mehr als halbiert wird (2008: 4500, 2011: 1800): Heißt das, jetzt braucht's nur mehr die Hälfte bzw. früher wurden mehr als doppelt so viele bewilligt und durchgeführt als benötigt? Und jetzt machen die selben Akteure alles anders?) Die erste **Maßnahme**: wertschätzender, offener und selbstkritischer Diskurs mit der Disziplin – es gäbe ja genug vor Ort.

¹ Ein paar Passagen dazu: „Hilfe zur Selbsthilfe und kein Überstülpen einer oder gar mehrerer Maßnahmen.“ „Aktivierende Arbeit hat Vorrang vor betreuender Tätigkeit.“ „Die Ressourcenorientierung löst die Problem- und Defizitorientierung ab (...)“

² Wie unlängst der Chefredakteur des SIO in der Tageszeitung „der Standard“.

³ Nur weil man es in der Form starker groupthink – Phänomene immer wieder behauptet?

⁴ Sozialraumteams finden ohne KlientInnen statt.

⁵ Und jede/r, der das Gegenteil behauptet, sei karrieregeil und professionsfern.


INSTITUT für konfrontative
HANDLUNGSKOMPETENZ

1-jährige Zusatzqualifikationen

1

Perspektiven ändern, Ressourcen erkennen, neue Impulse setzen

Innerhalb der Systemischen Pädagogik weitet sich der Blickwinkel vom Einzelnen zum System, in das er eingebunden ist. Sie basiert auf einer ressourcen- und lösungsorientierten Grundhaltung und eröffnet neue Handlungsmöglichkeiten. Von den danach ausgerichteten Perspektiven und Methoden profitieren sowohl die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen als auch die Helfer, die mit ihnen arbeiten. Selbstvertrauen wird gestärkt, Handlungskompetenzen werden erweitert.

Zertifizierte Zusatzqualifikation zum/zur Systemischen Pädagogen/In
Zusatzqualifikation Systemische Pädagogik

Wien: Start 09.10.2013
Infoveranstaltung: 23.05.2013 19-20 Uhr

2

Sprechen statt schlagen – Konfrontation als Nadelöhr zur Veränderung

Das Anti-Gewalt-Training/Konfrontative Ressourcetraining (AGT/KRT) ist ein deliktspezifisches Programm zur Behandlung von gewaltbereiten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, vor allem auch von WiederholungstäterInnen. Es handelt sich um eine sozialpädagogische Interventionsform mit psychologisch/therapeutischen Elementen. Das Training gründet sich auf aggressions- und kriminalitäts-theoretische Erkenntnisse und lerntheoretisch- kognitive Grundannahmen.

Zertifizierte Zusatzqualifikation zum/zur Anti-Gewalt-TrainerIn/ Konfrontativer RessourcetrainerIn (AGT/KRT)
Konfrontative Pädagogik im Umgang mit gewaltbereiten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen

Wien: Start 09.04.2014
Infoveranstaltung: 16.11.2013 15-17 Uhr

mehrtägige Fortbildungen

Konflikten konstruktiv begegnen

Hilfreiche systemische Sichtweisen und praktische Lösungsschritte in der Konfliktarbeit

Wien: 22.05. - 23.05.2013
Don Bosco Haus in Wien

Grenzen setzen mit Herz:

Inhouse-Seminare jeweils auf Anfrage

I

Strategien der Deeskalation in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen

II

Konfrontative Gesprächsführung als Methode zur Aufarbeitung gewalteskalierter Situationen

III

Methoden der Mobbingintervention in Schulen und stationären Einrichtungen

Anmeldung erforderlich unter:
Institut für Konfrontative Handlungskompetenz

Informationen unter: www.ifkh.de

Tel.: 00 49 (0) 88 57 - 69 26 50 mail: mail@ifkh.de

Ludmühlstrasse 41a . D - 83673 Bichl

bezahlte Anzeige

43



Ruby Tuesday.

Feministische Bildungsarbeit und Antidiskriminierungscamp

Text: Andrea Bramberger und Univ. Doz. Dr. Iris Bramberger

Girls Rock Camp ist eine internationale Initiative, die sich für eine höhere Beteiligung von Frauen und Mädchen in der Musikszene einsetzt. Das Konzept entstammt der Riot-Grrrl-Bewegung, die Kritik an den Geschlechterstereotypen in der Rockmusik übt, und für Mädchen und Frauen einen alternativen Zugang zu Musik – Rock und Hip Hop – schaffen will: In Rock Camps erleben sich Mädchen als Akteurinnen. Sie erproben sich an Instrumenten und in ihrer Stimme, gründen und arbeiten in Bands, schreiben Lyrics, verfassen Songs, performen und produzieren sie mit professioneller Unterstützung von Musikerinnen und üben sich in Bühnenpräsenz. Zugleich: die Mädchen verbringen viel Zeit miteinander, sie diskutieren soziale Themen und werden für soziale Belange sensibilisiert.

Im deutschsprachigen Raum fand das erste *Girls Rock Camp* 2009 statt. Das *Girls Rock Camp* 2012, das vom 21. bis zum 29. Juli unter dem Titel *Ruby Tuesday – Rock- und Hip Hop Camp für Mädchen, Trans und Inter* in Berlin stattfand, entwickelte die geschlechterkritische Haltung engagiert und konstruktiv weiter und zeichnet sich als eine Antidiskriminierungsinitiative aus, die aktuell diskutierte theoretische Positionen in der Frauen- und Geschlechterforschung in konkrete Handlung umsetzt.

Der vorliegende Beitrag beschreibt *Ruby Tuesday* als eine Bildungsinitiative für Jugendliche, die einem anspruchsvollen, innovativen Konzept folgt. Sie verbindet zwei Theorien moderner Frauen- und Geschlechterforschung, die auf abstrakter Ebene nicht so einfach zusammengedacht werden können, weil sie un-

terschiedliche Paradigmen implizieren. Standpunkttheoretische Haltungen fordern, positioniert für Frauen einzutreten. Sie stehen neben dekonstruktiven Positionen, die die Ordnung der Geschlechter als ein Spiel mit flottierenden Signifikanten und Parteilichkeit als eine Reproduktion des kritisierten, binären Denkens begreifen. Vor diesem Hintergrund stellen sich für geschlechtersensible Bildungsarbeit folgende Fragen: Wie kann es gelingen, Mädchen zu stärken, ohne ihre Weiblichkeit abzuwerten und ohne sie in eine Situation zu bringen, die sie als vermeintliche gesellschaftliche Verliererinnen erscheinen lässt? Wie kann Empowerment umgesetzt und begriffen werden, ohne dass die Arbeit im Camp zu einer verwässert, die den Mädchen den Eindruck vermittelt, sie seien es, die sich ändern oder zur Wehr setzen müssen? Wie können Geschlechterstereotype thematisiert, problematisiert und nachhaltig verändert werden, ohne neue Barrieren zu schaffen?

Das *Ruby Tuesday* Camp gibt eine bemerkenswerte Antwort auf diese Fragen. Es führt vor, wie die zentralen Elemente der beiden Theorien so gewendet werden können, dass Freude, Spaß und Aktivität, sowie Antidiskriminierung, Sensibilisierung und Aufmerksamkeit für sich und andere zu einer Stärkung aller Beteiligten führen. Empowerment wird über die Kraft der Musik, der Stimme, des Körpers und der Gemeinsamkeit in der community sichtbar, erlebbar, dokumentiert und über Performances öffentlich gemacht. *Ruby Tuesday* vollzieht dies vor allem in drei Bereichen: im Umgang mit hierarchischen Ordnungen (1), im Zugang zu Musik

(2) und im Insistieren auf die gesellschaftliche Tragweite des Themas (3).

(1) Der Umgang mit hierarchischen Ordnungen

Ruby Tuesday ist ein Camp für Mädchen, es ist an sie adressiert und für sie konzipiert. Mädchen sollen unter sich sein und sie sollen ganz im Sinne von ‚Parteilichkeit‘ gestärkt werden. Zugleich ist die traditionell heteronormative Einteilung von Menschen kein zwingendes Kriterium für die Teilnahme. Das Camp ist für Mädchen, und es ist ebenso und parallel dazu für jene Jugendliche, die sich als Mädchen fühlen. Wie setzte *Ruby Tuesday* diese Haltung um? Bereits beim Eintreffen der Jugendlichen im Camp wurden sie gebeten, Namensschilder für sich anzufertigen. Wer mit „sie“ angesprochen werden wollte, nahm ein gelbes Schild, wer mit „er“ angesprochen werden wollte, nahm ein grünes Schild, wer beide Pronomen für sich wählte, nahm ein mehrfarbiges Schild. Der sensible Umgang mit Heteronormativität und der Ordnung der Geschlechter war während der gesamten Dauer des Camps spürbar. Wenn ein Thema wie sexuelle Belästigung oder Sexismus von den Jugendlichen erwähnt und als wichtig erachtet wurde, wurden zuerst zentrale Punkte eines Umgangs mit dieser Situation in einer kleinen Gruppe, die sich aus Teammitgliedern und am Thema besonders interessierten Jugendlichen zusammensetzte, ausgearbeitet. Am nächsten Morgen wurden die Ergebnisse mit allen Jugendlichen diskutiert.

Ruby Tuesday folgt Bemühungen in der

aktuellen Frauen- und Geschlechterforschung, das soziale Geschlecht als eine sinnstiftende Kategorie zu begreifen, die Intersektionalitäten mit anderen Strukturkategorien eingeht. Soziale Klasse, *race/ethnicity*, *religion*, *sexual orientation* sind andere Kategorien, die hierarchischen Ordnungen unterliegen. *Ruby Tuesday* reagiert sensibel auf soziale Benachteiligungen aller Art. Es setzt konsequent auf Antidiskriminierung. So ist etwa die Teilnahme am Camp keine Frage finanzieller Möglichkeiten. *Ruby Tuesday* legt keine verbindlichen Teilnahmegebühren für das Camp fest. Die eigene Einschätzung der finanziellen Situation der Familien der Teilnehmenden ist der Maßstab für den Kostenbeitrag. Während des Camps fanden zahlreiche Workshops statt, die Facetten antidiskriminierender Haltung vorstellten. Eine Diskussionsveranstaltung zu „Schubladendenken“ kritisierte die Einteilung der Menschen in zwei Geschlechter. Im Workshop „Austausch über Rassismuserfahrungen“ waren die Erlebnisse der Jugendlichen Thema. Die „Ruby-Post“ Box stand für schriftliche, anonyme Stellungnahmen bereit, die regelmäßig gesichtet, öffentlich vorgelesen und diskutiert wurden.

Der hohe Betreuungsschlüssel von *Ruby Tuesday* ermöglicht die Umsetzung einer großen Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse aller. Aufmerksamkeit *für andere* wurde gefordert und zusammen mit „Zivilcourage“ diskutiert. Für das Camp galt: sollte ein Problem vorliegen (jemand würde zum Beispiel in irgendeiner Form diskriminiert), so sollten diejenigen, die das beobachteten, eingreifen. Individualität und Aufmerksamkeit *für die eigenen Bedürfnisse* wurden ebenso gefördert. Eine für das Camp eingesetzte Antidiskriminierungsgruppe konnte jederzeit kontaktiert werden. Ein Zwölfpunkteprogramm zur Achtung dieser speziellen Form von Aufmerksamkeit sollte zum eigenen Wohlbefinden und zu dem der anderen beitragen.

(2) Rock Musik und Hip Hop

Traditionell finden sich in Rock und Hip Hop massive Diskriminierungen von Frauen und Mädchen. In Work-

shops wurde über die „Geschichte der Frauen in Hip Hop“ erzählt. Dem mainstream Hip Hop, der wegen seines Sexismus und seiner Frauenfeindlichkeit kritisiert wird, wurden Alternativen entgegengesetzt. Die kanadische Sängerin *Peaches* erzählte den Jugendlichen in einem Workshop von ihrer Musik, vom Beginn ihrer Musikkarriere, ihrem Weg zum Rockstar und davon, wie sie zu ihrem Künstlerinnenamen „Peaches“ gekommen war.

Ruby Tuesday bietet Jugendlichen umfassende, konkrete Unterstützung für ihren eigenen Umgang mit Rock und Hip Hop: Jede im Camp gegründete Band wurde von zwei oder mehr Bandcoaches betreut und unterstützt. Die Jugendlichen lernten in einer Band zu spielen, sie erlebten die Freuden und Fallstricke der gemeinsamen Erarbeitung eines Stücks, sie planten und probten für die Aufnahme auf Band und für die Performance des Stücks zum Abschlusskonzert. In Workshops wurden verschiedene Methoden, Lyrics zu schreiben, erklärt. Jede Band verfasste ihren eigenen Song mit eigenen Lyrics, die im Idealfall alle Bandmitglieder betreffen sollten.

Das Herz von *Ruby Tuesday* ist die Arbeit mit Musik. Wenn der Körper die Bühne der Inszenierung der Geschlechtsidentität ist, wie Judith Butler schreibt, so ist er auch jener ‚Ort‘, sich dieser Identität bewusst zu werden. Am Camp wurde viele Stunden am Tag musiziert. Nicht nur die Technik des Spiels und die Professionalität der Arbeit in Bands waren Thema. Auch der Ausdruck der Persönlichkeit über die Musik und die Abstimmung mit den Bandmitgliedern waren zentrale Herausforderungen. In *Ruby Tuesday* konnten alle Jugendlichen Keyboard, e-Gitarre, Bass und Schlagzeug ausprobieren und jenes Instrument wählen, das ihnen gefiel. An diesem Instrument arbeiteten sie während des Camps. Nicht die Beherrschung des Instruments, sondern Verausgabung am Instrument war ein Lernziel, denn sie impliziert ein hohes Maß an Aufmerksamkeit für sich selbst und die Bandmitglieder, und diese Aufmerksamkeit strukturierte das Arrangement des Songs, den sie performten.

(3) Öffentlichkeit

Antidiskriminierung gilt nicht als private, sondern als öffentliche Angelegenheit. *Ruby Tuesday* legt Konzept und Handeln offen. Zum Abschluss des Camps performten alle Bands ihre Songs in einem öffentlichen Konzert, das von einer Stimmung hoher Wertschätzung getragen war. Bilder der Bands aus professionellen Fotoshootings, Interviews und Berichte über das Camp (www.freie-radios.net/50359; <http://www.tagesspiegel.de/berlin/schule/musik-camp-im-fez-rocken-fuers-selbstbewusstsein/6939816.html>; <http://feministischbiertrinken.blogspot.de>) und *Ruby Tuesday's* Internetauftritt (www.rubytuesdaymusic.de), in dem sich die Songs der Bands finden, sind Ausdruck offensiver Öffentlichkeitsarbeit.

Ruby Tuesday – Rock und Hip-Hop Camp für Mädchen, Trans und Inter verweist auf die Kraft und die hohe Qualität einer engen Verbindung von Theorieflexion und praktischem Handeln, über die vor allem auch in der Sozialen Arbeit neue und unkonventionelle Wege, sozialen Ungleichheiten entgegenzutreten, entwickelt werden können.

Univ. Doz. Dr. Iris Bramberger

und **Andrea Bramberger** haben sich gemeinsam über die Umsetzung von oftmals gegenläufigen Theorieansätzen in einer Jugendarbeits-Praxis Gedanken gemacht.

Iris Bramberger, Schülerin am Musischen Gymnasium Salzburg, Teilnehmerin am Ruby Tuesday Camp in Berlin 2012.

Andrea Bramberger, Univ.-Doz. Mag. Dr. phil., Erziehungswissenschaftlerin, Forschungsschwerpunkte Frauen- und Geschlechterforschung, Education und Culture.

Standpunkttheorie/Differenztheorie:

Die Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigt sich seit ihren Anfängen mit sozialen Ungleichheiten von Frauen und Männern in der Geschichte und in der Gegenwart. Sie macht sie sichtbar, kritisiert sie und sucht nach Veränderungen, denn diese Ungleichheiten stellen sich vielfach nicht als Alterität dar, sondern sie unterliegen einer hierarchischen Ordnung und wirken diskriminierend. Die Ordnung der Geschlechter ist so gestaltet, dass das Männliche als die Norm gilt, das Weibliche als Supplement. Sie zeigt



Foto: Tanja Pippi

sich auf einer operativen Ebene in ungleichen Chancen, unterschiedlichen Zugängen zu Ressourcen, unterschiedlichen Arbeitsbedingungen und Verdiensten, und in unterschiedlichen Möglichkeiten, öffentliche Räume zu nutzen und zu gestalten. Auf einer epistemologischen Ebene zeigt sich diese



Foto: Tanja Pippi

Ordnung in einer traditionell patriarchalen Erschließung von Wissen: die Art und Weise, wie Erkenntnis gewonnen wird, entspricht einem Denken in hierarchischen Ordnungen. Ziel des Standpunktfeminismus ist die Nivellierung der hierarchischen Ordnung – nicht deren Umkehrung. Das soll über Verbesserung von realen Lebenssituationen von Frauen erreicht werden, durch Parteilichkeit für Frauen und durch eine Offenlegung der sozialen Situierung von Wissen und einer Suche nach neuen Formen von Erkenntnisgewinn.

Dekonstruktiver Feminismus:

Wie der Standpunktfeminismus sieht auch der dekonstruktive Feminismus in der Charakterisierung von Menschen auf der Basis ihres biologischen Geschlechts ein soziales Konstrukt, das realitätsmächtig ist und sowohl identitätskonstituierend als auch gesellschaftsstrukturierend wirkt. Anders als der Standpunktfeminismus beschäftigt sich der dekonstruktive Feminismus vor allem mit den Differenzen unter Frauen und Männern, er spricht von „Weiblichkeiten“ und „Männlichkeiten“ und nennt die Festlegung auf zwei biologische Geschlechter und die heteronormative Orientierung gewalttätige Normierungen und Diskriminierungen. Diese Diskriminierungen betreffen alle Menschen, die den traditionellen Ordnungen der Geschlechter nicht entsprechen. Eine vermeintliche Stärkung von Mädchen und Frauen würde die heteronormative Ordnung stärken. Der Körper sei die Bühne, auf der ‚Geschlecht‘ rituell ‚aufgeführt‘ und dessen normative Zuschreibungen verändert werden können.

Bücher

Zusammengestellt von DSA Gabriele Hardwiger-Bartz



Christian Stark

„Die Letzten beißen die Hunde?“ Möglichkeiten und Grenzen der Wohnungslosenhilfe in Linz und Oberösterreich

Schriften zur Sozialen Arbeit, Band
21, FH Linz

2012, Edition Pro Mente Linz, 320
Seiten, 38,90 Euro



Christoph Fuchs, Heiner Gabriel,
Josef Raischl, Hans Steil, Ulla Wohl-
leben (Hrsg.)

Palliative Geriatrie Ein Handbuch für die interprofes- sionelle Praxis

Münchener Reihe Palliative Care,
Band 9

2012, Kohlhammer Verlag, 388 Sei-
ten, 54,00 Euro



Alban Knecht, Franz-Christian Schu-
bert (Hrsg.)

Ressourcen im Sozialstaat und in der Sozialen Arbeit Zuteilung-Förderung-Aktivierung

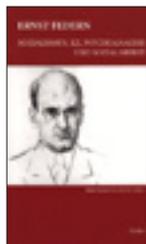
2012, Kohlhammer Verlag Stuttgart,
380 Seiten, 37,00 Euro



Bundesministerium für Arbeit, Sozia-
les und Konsumentenschutz (Hrsg.)

Soziale Lage älterer Menschen in Österreich

Der Band 11 der sozialpolitischen
Studienreihe ist kostenlos beim Bro-
schürens-service des Sozialministeriums
zu beziehen. Die gebührenfreie Tele-
fonnummer lautet 0800-202074 - Im
Internet unter [https://broschueren-
service.bmask.gv.at](https://broschueren-
service.bmask.gv.at)



Ernst Federn

Sozialismus, KZ, Psychoanalyse und Sozialarbeit

Schriftenreihe zur Geschichte der
Sozialarbeit und Sozialarbeitsfor-
schung, Band 2

Studiengang für Soziale Arbeit der
FH Joanneum Graz

2012, Löcker Verlag, 180 Seiten,
19,80 Euro



Kammer für Arbeiter und Angestellte
(Hrsg.)

Sozialeleistungen im Überblick Lexikon der Ansprüche und Lei- stungen

Ausgabe 2012

2012, ÖGB Verlag, 448 Seiten,
29,90 Euro

HINWEISE

Matthias Weber, Herbert Schilling
(Hrsg.)

Eskalierte Elternkonflikte Beratungsarbeit im Interesse des Kindes bei hoch strittigen Trennungen

Eine Veröffentlichung der Bundes-
konferenz für Erziehungsberatung
e.V.

2012, 2.Auflage, Beltz/Juventa, 292
Seiten, 27,95 Euro

Friedrich Steinfeld

Was rettet die moderne Seele? Zwischen Erschöpfung und Emanzipation

2012, VSA Verlag, 204 Seiten,
19,80 Euro

Konrad Paul Liessmann

Lob der Grenze: Kritik der politischen Unter- scheidungskraft

2012, Paul Zsolnay Verlag, 208
Seiten, Euro 18,90 Euro

Holger Wyrwa

Konfliktsystem Mobbing Ein Theorie- und Praxismodell für Therapie und Beratung

2012, Carl Auer Verlag, 250 Seiten,
29,95 Euro

Pierre Bourdieu

Unverbesserlicher Optimist Schriften zu Politik & Kultur 5

Aus dem Französischen von Franz
Hector und Jürgen Bolder
Herausgegeben von Margareta
Steinrücke

2012, VSA, 152 Seiten, Euro 16,80

Marianne Giesert, Cornelia
Danigel und Tobias Reuter (Hrsg.)

Sucht im Betrieb Von der Suchtprävention zum Betrieblichen Eingliederungsma- nagement

2012, Vsa Verlag, 224 Seiten,
12,80 Euro

Vernetzungstreffen „Klinische Soziale Arbeit“ an der FH Campus Wien

Am Donnerstag, den 28. Juni 2012, fand an der Fachhochschule FH Campus Wien eine Fachtagung für Klinische Soziale Arbeit statt.

Die Veranstaltung diente sowohl einer persönlichen Vernetzung zwischen PraktikerInnen der Klinischen Sozialarbeit sowie Studierenden des Masterstudiengangs als auch der Durchführung von Workshops zu unterschiedlichen Bereichen der Klinischen Sozialen Arbeit, welche einen Einblick in die aktuelle Praxis ermöglichten. Es handelt sich um eine Fachsozialarbeit, die sich aktuell noch stark in Entwicklung befindet, demnach kann von einem „working progress“ gesprochen werden. Für die Gestaltung der Workshops stellten sich einige ExpertInnen mit großem Engagement zur Verfügung.



Im Rahmen der Veranstaltung fand auch die offizielle Gründung des Vereins Klinischer Sozialarbeit in Österreich „NKSÖ“ statt. Dieser soll der österreichweiten Vernetzung Klinischer SozialarbeiterInnen, dementsprechend zertifizierten Personen sowie Studierenden einer Ausbildung im Bereich Klinische Soziale Arbeit dienen. Geboten wird ein interner und interdisziplinärer Austausch, eine eigene Vereinshomepage sowie Lobbying und Öffentlichkeitsarbeit. Dem Verein können alle Personen beitreten, die eine Ausbildung zum/zur Klinischen Sozialarbeiter/in abgeschlossen haben, als Klinische/r Sozialarbeiter/in zertifiziert wurden, sich in Ausbildung zum/zur Klinischen Sozialarbeiter/in befinden sowie Personen, die im Bereich der Klinischen Sozialen Arbeit eine Lehrtätigkeit ausüben. Für die Zukunft ist eine Kooperation zwischen den Ausbildungsstätten in Wien und Vorarlberg geplant.

Nachfragen bitte an Smily-15@gmx.at oder iris.schwartz@gmx.at

Text: Dott.ssa Jasmine Fuchs, Birgit Handler DSAⁱⁿ, Sophia Kaltenbacher BA, Stephan Metzbauer BSc und Cornelia Sarah Neuhauser BA

Neue Studiengangsleiterinnen für Soziales an der FH Campus Wien



Dr.ⁱⁿ Astrid Pennerstorfer, 33, ist neue Studiengangsleiterin des Masterstudiums Sozialwirtschaft und Soziale Arbeit an der FH Campus Wien, der größten ak-

kreditierten Fachhochschule Österreichs. Sie folgt damit FH-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Christine Gruber nach. FH-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elisabeth Raab-Steiner, DSAⁱⁿ, 42, tritt die Nachfolge von FH-Prof. Dr. Heinz Wilfing an und übernimmt die Studiengangsleitung des Masterstudiums Sozialraumorientierte und Klinische Soziale Arbeit.

Astrid Pennerstorfer ist seit Juni 2012 an der FH Campus Wien tätig. Zuvor war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialpolitik an der Wirtschaftsuniversität Wien sowie am Österreichischen Institut für Familienforschung beschäftigt.



Dr. Elisabeth Raab-Steiner ist Klinische Psychologin und Diplomierte Sozialarbeiterin und begann im September 2005 als hauptberuflich Lehrende an der

FH Campus Wien zu unterrichten. Zuvor lehrte sie an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt und war unter anderem beim Wiener Bahnhofsozialdienst und in leitender Funktion bei der Volkshilfe tätig.

Nähere Infos zur FH Campus Wien unter www.fh-campuswien.ac.at